Nr. 58 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zł. Sonntag, den 10. März 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 3. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Wechsel im polnischen Kabinett

Finanzminister Czechowicz zurückgetreten — Dr. Grodynski zum Nachfolger ernannt — Czechowicz will sich verantworten

Warschau. Am Freitag hat der polnische Finanzminister Czechowicz, gegen den sich die scharfen Angriffe der Sejmopposition in letzter Zeit hauptsächlich richteten, sein Rücktrittsgesuch eingereicht. Der Staatspräsident hat das Gesuch bereits bewilligt und den Vizeminister Dr. Grodynski mit der Leitung des Finanzministeriums betraut.

Die Regierungspresse hebt in ihren Mittagsausgaben noch hervor, daß Czechowicz durch seinen Rücktritt der Opposition die Karten aus der Hand geschlagen habe. Ueber die dem Rücktritt vorangehenden Ereignisse ist vorläufig nichts Näheres zu erfahren, als daß sich der Finanzminister am Freitag persönlich vor dem Haushaltsausschuß des Sejm wegen der Haushaltsüberschreitungen verantworten wollte. Der Vorgang erregt allgemeines Aufsehen, da Ministerpräsident Bartel bekanntlich mehrfach erklärt hatte, daß das ganze Kabinett geschlossen hinter dem Finanzminister stehe. Am Donnerstag abends hat der Kabinettsrat stattgefunden, nach dessen Abschluß die Erklärung herausgegeben wurde, daß der Finanzminister persönlich im Haushaltsausschuß erscheinen und sein Verhalten rechtfertigen werde.

Heute Entscheidung im Falle Ulitz

Vor der Erklärung Zaleskis und Stresemanns

Genf. Die Verhandlungen in den Nachtstunden sind bis gegen ½1 Uhr fortgesetzt worden. Der Generalsekretär des Völkerbundes und der japanische Untergeneralsekretär Sugimura, der die politische Abteilung des Völkerbundes leitet, kehrten kurz vor 12 Uhr in Hotel Metropol zurück, nachdem sie 20 Minuten weggeblieben waren. In der Zwischenzeit hatten sie mit der polnischen Abordnung die Verbindung aufgenommen. Die Verhandlungen dauerten im Hotel Metropol mit den maßgebenden Persönlichkeiten der deutschen Delegation bis gegen ½1 Uhr.

Es besteht der begründete Eindruck, daß bei den Verhandlungen der heutigen Nacht im großen eine Uebereinkunft erzielt worden ist, nach der in der Sonnabendsitzung des Völkerbundsrates Dr. Stresemann und der polnische Außenminister Zaleski Erklärungen abgaben. Es wird erwartet, daß der polnische Außenminister in seiner Erklärung hervorhebt, von polnischer Seite werde versucht werden, das Prozeßverfahren gegen Ulitz soweit nur möglich zu beschleunigen und der Oeffentlichkeit in dem Prozeßverfahren einen breiten Raum zu gewähren. Ferner wird vermutet, daß Dr. Stresemann in seiner Erklärung den grundsätzlichen deutschen Standpunkt zu dem Fall Ulitz darlegen und sodann begründen wird, aus welchem Grunde sich Deutschland zu dem Bericht des Botschafters Adatschi der Stimme enthalten wird. Das ist das Ergebnis der bisherigen Verhandlungen. Ob nicht noch in letzter Stunde vor dem Beginn der Ratssitzung eine Aenderung in der Lage eintreten wird, muß zunächst abgewartet werden. Es besteht aber übereinstimmend der Eindruck, daß der Sonnabendsitzung des Völkerbundsrates große Bedeutung zukommt und nur auf dem Wege des gegenseitigen Erklärungen die gegenwärtigen außerordentlich ernsten Schwierigkeiten behoben werden können.

Der Dreierausschuß tagt

Die Anträge Kanadas und Deutschlands Grundlage für die Entscheidung

Genf. Der vom Rat am Donnerstag eingesetzte Dreierausschuß für die Minderheitenfragen ist Freitag zu der ersten Sitzung zusammengetreten. In einer amtlichen Mitteilung des Völkerbundssekretariat wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Arbeiten des Ausschusses von den Anträgen der deutschen und kanadischen Abordnung zu der Minderheitenfrage ihren Ausgang genommen haben. In der Sitzung hat nur ein allgemeiner Gedankenaustausch über die Arbeitsmethode stattgefunden. Der Ausschuß hat an das Sekretariat das Ersuchen gerichtet, sofort die notwendigen Maßnahmen zu treffen, damit sämtliche Mitgliedsstaaten des Völkerbundes sowie auch die Unterzeichnerstaaten der Minderheitenverträge sobald wie möglich die Entschließung des Rats am Donnerstag wie die Protokolle der Verhandlungen des Rates über die Minderheitenfrage erhalten.

Die Arbeiten des Dreierausschusses sollen keinen abschließenden Charakter haben, vielmehr soll es Aufgabe des Dreierausschusses sein, das gegenwärtig ihm von den verschiedenen Regierungen zugehende Material über die Minderheitenfrage zu sammeln und dem Ratskomitee bei seinem ersten Zusammentritt auf der Sondertagung vorzulegen. Der Dreierausschuß wird sodann nicht einen abschließenden Bericht ausarbeiten, sondern lediglich Arbeiten informatorischen Charakters leisten. Die entscheidenden Arbeiten werden sodann erst mit Beginn der Tagung des Ratskomitees beginnen. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, daß nunmehr sämtliche Mitgliedsstaaten des Völkerbundes sowie auch die Türkei als Unterzeichnerstaat der Minderheitenverträge dem Völkerbund Vorschläge und Anregungen zur Minderheitenfrage übermitteln kann und sollen, damit für die Arbeiten des Ratskomitees eine möglichst breite Grundlage für die Aenderung der bisherigen Gewährleistungen gegenüber den Minderheiten geschaffen wird.

Moskau sieht Gespenster

Rußland und der polnisch-rumänische Geheimvertrag.

Kowno. Bekanntlich machte die halbamtliche Kownoer „Lietuwos Aidas“ Enthüllungen über einen „Geheimvertrag“ zwischen Polen und Rumänien, gegen Litauen und Rußland. Wie dazu aus Moskau gemeldet wird, hat diese Meldung dort großes Aufsehen erregt. Die Sowjetpresse veröffentlicht den Text des Geheimabkommens und erklärt, das Bestehen eines solchen Geheimabkommens zwischen Rumänien und Polen bestätigen zu können. Das Abkommen sei in Anwesenheit Pilsudskis in Bukarest unterzeichnet worden. Das Blatt des Kriegs- und Revolutionsrates sagt: Der Geheimvertrag sei der Sowjetregierung längst bekannt gewesen. Die polnische und rumänische Regierung hätten auch einen Plan für den Ausbau des Eisenbahnnetzes an der polnischen und rumänischen Grenze, die Rußland berühre, aufgestellt. Man erwartet, daß die Sowjetregierung wegen des Abkommens an Warschau eine Anfrage richten werde. Solche Abmachungen dürften nach dem Abschluß des Litwinowprotokolls nicht bestehen und müßten von der polnischen Regierung rückgängig gemacht werden.



Bucharin
der von Stalin abgesetzte Chefredakteur der „Prawda“ und Vorsitzende der Komintern.

Ein diplomatischer Gnadenakt?

Der Völkerbund sollte sich in seiner Freitagsitzung mit dem „Fall Ulitz“ beschäftigen. Da eine Einigung zwischen dem polnischen und deutschen Standpunkt nicht erzielt worden ist, wurde die Entscheidung auf die Sonnabendsitzung vertagt, wobei es noch nicht sicher ist, ob er verhandelt wird, da die Aussprache zwischen der deutschen und polnischen Delegation noch nicht abgeschlossen zu sein scheint. Der Völkerbundsgeneralsekretär und der Berichterstatter des Falles Ulitz der Japaner Adatschi führen Vermittlungen, in die zuletzt auch der Berliner polnische Gesandte eingegriffen hat, um irgend ein Resultat zu erzielen. Der polnische Standpunkt ist bekanntlich dahin festgelegt, daß es sich um eine rein innere Angelegenheit Polens handelt, die Sache ist von einem ordentlichen Gericht abhängig und solange dieses seine Voruntersuchung des Verfahrens nicht abgeschlossen habe, könne die polnische Regierung nicht eingreifen. Sie lehnt auch aus diesem Grunde eine Befürwortung der Haftentlassung Ulitz' ab. Die deutsche Auffassung ist hingegen weniger auf die Haftentlassung Ulitz' gerichtet, als auf eine Kontrolle des Gerichtsverfahrens. Deutscherseits wird der Wunsch ausgesprochen, daß ein Vertreter des Völkerbundes das Gerichtsverfahren kontrollieren soll, damit Garantie gegeben ist, daß auch alle objektiven Momente gewürdigt werden. Diese Auffassung wird polnischerseits entschieden abgelehnt, weil dies ein Eingriff in die polnische Staatssouveränität durch eine internationale Instanz wäre. Die Genfer Berichte lauten darum kurz dahin, daß zwischen der polnischen und deutschen Delegation Verhandlungen schweben, wie man den Fall Ulitz' beilegt.

Aus einem Rechtsgrundsatz wird also wieder ein diplomatischer Kompromiß geschmiedet. Wie in der Frage der Minderheiten soll wieder einem klaren Rechtsstandpunkt ein Kompromiß folgen, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen darf. In der Genfer Konvention ist ein Passus vorhanden, der der deutschen Minderheit Oberschlesiens das Recht gewährt, sich mit Beschwerden direkt an den Völkerbund zu wenden, wenn Einschränkung der persönlichen Freiheit durch irgend eine behördliche Maßnahme erfolgt ist. Der Deutsche Volksbund glaubte mit seiner Beschwerde an den Völkerbund im Fall Ulitz diesen Weg mit Recht beschreiten zu können. Dem widersetzt sich die polnische Regierung unter Berufung auf das allgemein in Polen geltende Recht, welches für alle polnischen Staatsbürger gleichartig angewendet wird. Theoretisch läßt sich gegen den polnischen Standpunkt kaum polemisieren, wenn es sich um einen allgemein gültigen Fall handeln würde. Aber der Fall Ulitz hat eine Bedeutung darüber hinaus und da die Versuche der Verteidigung, Ulitz gegen eine Kaution in Freiheit zu setzen, gescheitert sind, konnte man mindestens erwarten, daß Polen gerade mit Rücksicht auf die Bedeutung des Falles Ulitz in Genf einen anderen Standpunkt einnehmen wird und schon vor den Verhandlungen Ulitz in Freiheit setzt. Wir glauben, daß gerade durch eine solche Haltung der polnischen Tradition von Toleranz am besten Rechnung getragen worden wäre. Wir sprechen ja hier nur einen bescheidenen Wunsch aus, in voller Erwägung dessen, daß man mit der These der sogenannten „Staatssouveränität“ manches bauen kann, was für ganze Völker sehr unangenehme Auswirkungen hat.

Wenn den Grundsätzen der Genfer Konvention, die dem Völkerbund ein Eingreifen ermöglichen und schließlich auch die Möglichkeit geben einen entsprechenden Spruch zu fällen, immer gewisse Rücksichten auf die beteiligten Staaten zu nehmen, so hat eben diese Genfer Konvention ihre Rechtsgrundlage verloren. Sie ist doch dazu geschaffen worden, damit beide Minderheiten, die deutsche und die polnische zu ihrem Recht kommen, welches ihnen bei der Grenzziehung garantiert worden ist. Und der Garant gegenüber den Minderheiten ist der Völkerbund, der über den Schutz wachen soll, die Kontrolle führen, ob wirklich auch der Rechtsgrundsatz befolgt wird. Wir sprechen jetzt nicht vom Fall Ulitz, sondern von der Anwendung der Genfer Konvention im allgemeinen und kommen nach den bisherigen Erfahrungen zu dem Ergebnis, daß sie durch die verschiedenen Kompromisse, auf die man deutscherseits in Genf eingegangen ist, ihren ursächlichen Wert verloren hat. Das war im Falle des Elternrechts so und auch der Haager internationale Schiedsspruch hat an dieser Tatsache nichts geändert, denn die juristische Dehnbarkeit der Auslegung übertrifft alle Erwartungen polnischerseits. Uns mag es auch gleichgültig sein, gegen wen und wie die Rechtsgrundsätze des Völker-

bundes angewendet werden. Wir müssen aber die Tatsache hervorheben, daß wir nicht Kompromisse, sondern Rechtsentscheidungen wünschen.

Die Nachrichten besagen nun, daß der Völkerbund wieder einmal nicht den Mut hat, auf die klare Interpretation des in der Genfer Konvention garantierten Recht zu treten, sondern überläßt es der Diplomatie einen Ausgleich zu schaffen. Man darf dann auch im Falle Ulitz an den Völkerbund die offene Anfrage richten, warum er erst den Fall Ulitz auf die Tagesordnung gesetzt hat, wenn der Rechtsboden verlassen werden soll und Kompromisse gesucht werden müssen, um Ulitz aus der Haft zu befreien. Aber die Entscheidung über die Beschwerde hat wieder den Rechtsboden verlassen und man will aus dieser Beschwerde einen diplomatischen Gnadenakt machen. Es wird ja bereits betont, daß beide Außenminister, der polnische und der deutsche, zu grundsätzlichen Erklärungen am Sonnabend das Wort ergreifen werden. Sie werden dann eben dem Kompromiß einen besseren Beigeschmack beilegen, was indessen nichts von der Tatsache hinwegwischt, daß es eben keine Rechtsentscheidung des Völkerbundes, sondern ein Gnadenakt der Diplomatie ist. Man muß sich ernsthaft die Frage vorlegen, was die Beschwerden beim Völkerbund überhaupt für einen Wert haben, wenn man die Entscheidung diplomatischen Gnadeakten überläßt, deren Ausklang für die Minderheit immer vom Nachteil ist. Denn es entscheidet nicht das in der Genfer Konvention verankerte Recht, sondern eben die Laune der Staatsmänner wie man die Staatssouveränität nach der einen oder anderen Seite stützt. Das sind Dinge, an der die deutsche Minderheit in Polnisch-Oberschlesien nicht dauernd vorbeigehen kann, wenn ihre garantierten Rechte fortgesetzt Kompromissen weichen sollen. Aber das kommt davon, wenn man sich vom Rechtsboden, von Rechtsentscheidungen entfernt und sich auf diplomatisches Glatteis begibt. Die Diplomaten scheiden im Bewußtsein, daß sie „ihrer These zum Sieg verholfen" haben und die Minderheiten haben hiervon die Folgen zu tragen. Wir wünschen weniger Kompromisse, aber klare Befolgung der Rechtsgrundsätze und sind sie nicht vorhanden, dann mache man nicht große Gesten, sondern sage es klar und deutlich heraus. Dann wissen wir wenigstens, was man von diesem ganzen Völkerbund und seinem „garantierten" Schutz zu halten hat.

—ll.

Die Lage in Mexiko

Die Hafenstadt Mazatlan durch Regierungstruppen besetzt.

London. Am Freitag vormittag sind nach Meldungen von der amerikanisch-mexikanischen Grenze auf der amerikanischen Grenzseite Schüsse eingeschlagen. Von den Führern der Aufständischen wird erklärt, daß die Schüsse von mexikanischen Regierungstruppen stammten, die Auftrag hätten, auf diese Weise eine Einmischung der amerikanischen Regierung zugunsten der gegenwärtigen mexikanischen Regierung zu erzwingen. Aus verschiedenen Gebieten werden neue Siege der Regierungstruppen gemeldet. Die Hafenstadt Mazatlan im Staate Sinaloa ist nach dreitägiger Herrschaft der Aufständischen durch die Regierungstruppen unter General Carillo besetzt worden. Die Verbindung zwischen Veracruz und Mexiko-Stadt wurde wieder aufgenommen, nachdem die Regierungstruppen in der Hauptstadt ihre Herrschaft ausreichend gesichert hatten.

Von der mexikanischen Gesandtschaft in Washington wird eine Erklärung verbreitet, durch die alle Gerüchte, wonach der Regierungsführer General Almazan mit einer 3000 Mann starken Truppenmacht in der Nähe von Saltillo in die Hände der Aufständischen gefallen sein soll, als falsch bezeichnet werden. Frühere Meldungen hatten behauptet, daß General Almazans Truppen sich den Revolutionären angeschlossen hätten, die hierdurch in einer Stärke von 10 000 Mann auf Mexiko marschierten. Ein amtlicher Bericht der mexikanischen Regierung bestätigt, daß sich der Aufstand auf die Staaten Chihuahua und Durango ausgedehnt hat, wo die beiden bisherigen Gouverneure die Führung der Aufständischenbewegung übernommen haben.

*

Neuyork. Nachdem die Regierungstruppen zurückgeschlagen wurden, drangen die Aufständischen in Juarez, einem Grenzort zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, ein, wo augenblicklich heftige Straßenkämpfe toben. Die Regierungstruppen beschießen von den Dächern die Straßen mit Maschinengewehren und unterstützen auf diese Weise die zwischen den Häusern kämpfenden Truppen. Die Amerikaner haben ihren Grenzschutz verschärft und wollen, falls amerikanische Bürger in Juarez verwundet oder getötet werden sollten, auf Juarez vorgehen.

Großer Sturm an der Murman-Küste

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wütet an der Murmanküste ein orkanartiger Sturm. 27 Fischdampfer sind gestrandet. Ein Leuchtturm wurde zerstört.



Was wird aus Deutsch-Ostafrika?

Das britische Kabinett hat auf Vorschlag der Hilton Young-Kommission die Vereinigung von Uganda, Kenia und Tanganjika unter Leitung eines britischen Generalgouverneurs beschlossen. Das Tanganjika-Gebiet ist das ehemalige Deutsch-Ostafrika, über das England nur ein Mandat besitzt. Dieses Vorgehen Englands steht im Gegensatz zu der Mandatsabmachung von 1922, die eine so weitgehende Verschmelzung, wie jetzt beabsichtigt, von Rechts wegen nicht erlaubt.

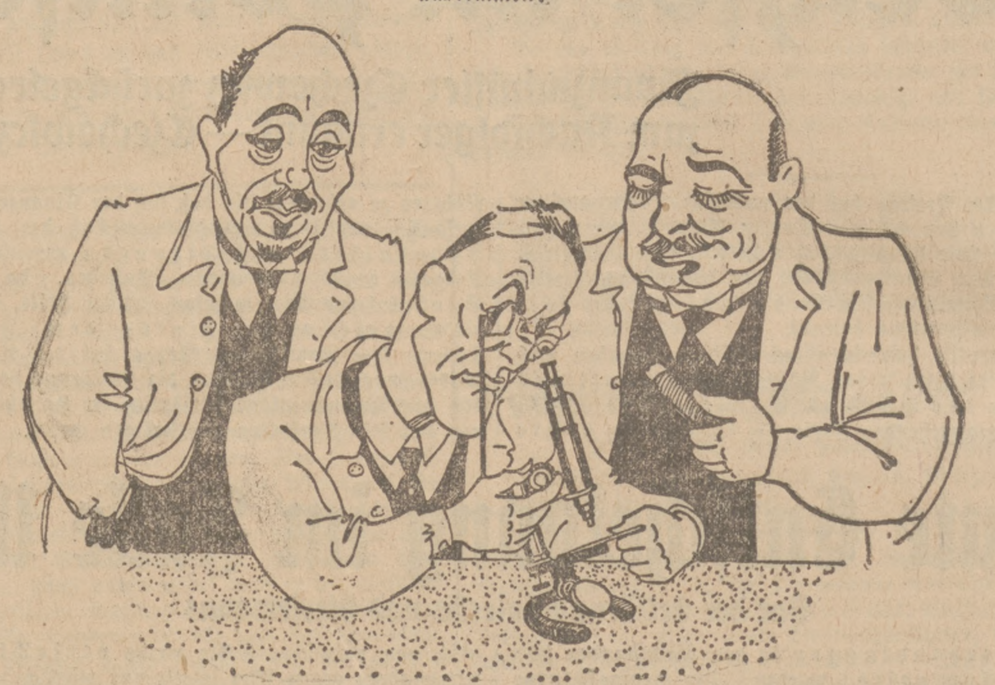
Ein Sieg der Linken in der Kammer

Poincaree vor dem Fall

Paris. In der Nachmittagsitzung der französischen Kammer am Freitag kam es bei der Beratung des Nachtragshaushalts des Außenministeriums zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Poincaree und der Linken. Der radikalsozialistische Abgeordnete Dalidier griff die Regierung an, da sie ihre Berichte nicht rechtzeitig den Ausschüssen vorgelegt hätte. Poincaree erwiderte, daß es sich hierbei um eine Frage der Geschäftsordnung handelt, die bereits im Sinne des Interpellanten entschieden sei. Als nun der radikalsozialistische Abgeordnete Berthod die Angriffe Dalidiers gegen den Ministerpräsident erneuert, wirft ihm Poincaree mit außerordentlicher Heftigkeit, Heuchelei vor. „Ich weiß sehr gut, so ruft Poincaree, daß Sie die Regierung stürzen wollen." In der Kongregationsfrage wird die Regierung keinerlei andere Vorlagen einbringen als die, die bereits den Auswärtigen Ausschuß beschäftigen. Am Donnerstag werden sie in der Kammer besprochen werden. Jeder wird dann seine Verantwortung zu tragen haben. Die Regierung hat bereits bekannt gegeben, welche Haltung sie einnehmen wird. Sie wird die Vertrauensfrage stellen."

Diese Worte Poincaree wurden mit lebhaftem Beifall von der Mitte und von der Rechten begleitet. Auch die Sozialisten lehnten das Protokoll der letzten Sitzung über den Nachtragshaushalt für das Auswärtige Amt ab. Die Abstimmung, die durch Handaufheben vorgenommen, ergibt überraschend, daß die Linke über eine Mehrheit verfügt, mit der das Protokoll abgelehnt wird. In dem ungeheuren Lärm, der dieser Abstimmung folgt, versucht der Präsident, sich vergeblich Gehör zu verschaffen und hebt schließlich die Sitzung auf. Während der nur wenige Minuten dauernden Unterbrechung bleiben Poincaree, Barthou und Cheron auf der Regierungsbank sitzen. Nach Wiederaufnahme beginnt die Kammer dann mit der Erörterung der von den einzelnen Abgeordneten eingereichten Interpellation betreffend die Maßnahme zum Schutze des Kleinsparers. Als erster Redner begründet Abgeordneter Chastanet seine Interpellation. Nachdem noch einige Redner zu dieser Frage Stellung genommen haben, vertagt sich die Kammer auf Dienstag nächster Woche.

Auf Grund des Vorschlages des Reichsaußenministers Dr. Stresemann wurde vom Völkerbundsrat ein Drei-Männer-Ausschuß, der sich aus dem englischen Außenminister Chamberlain, dem japanischen Delegierten Adatschi und dem spanischen Delegierten Quinones de Leon zusammensetzt, zur Untersuchung der Minderheitenfrage eingesetzt. Was wird bei dieser Untersuchung herauskommen?



Das Ende vom Lied

„Nun, Herr Kollega — finden Sie Anhaltspunkte für die Beschwerden des Patienten?" — „Nein — ich denke, der Befund wird negativ ausfallen!"

Englisch-französische Abrüstungsfragen

Erst Seeabrüstungsverhandlungen

Genf. Aus Kreisen der englischen Delegation wird bekannt, daß in den letzten Tagen zwischen den einzelnen Abordnungen ein Meinungsaustausch über den Arbeitsplan des Vorbereitenden Abrüstungsausschusses stattgefunden hat, der am 15. April zusammentritt. In diesem Meinungsaustausch ist eine Uebereinstimmung zwischen dem englischen und französischen Standpunkt festgestellt worden in der Richtung, daß auf der Tagung des Ausschusses nur Fragen geringerer Bedeutung behandelt werden sollen. Die von der deutschen Abordnung geforderte zweite Lesung des vorliegenden Abänderungsentwurfs soll auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Die Vertreter der gegenwärtigen englischen Regierung haben erklärt, daß, falls die konservative Partei am Ruder bleiben sollte, sofort nach den Wahlen die englische Regierung den Vereinigten Staaten einen konkreten Vorschlag über die Begrenzung der Flottenrüstungen vortragen lassen werde. Die englische Regierung vertritt die Auffassung, daß die neue Washingtoner Seeabrüstungskonferenz nicht später als im Januar 1930 zusammentreten soll. Erst nach Abschluß der Verhandlungen über die Seeabrüstung sollen die Verhandlungen über die allgemeine Abrüstung weitergeführt werden. Bis dahin soll der Vorbereitende Abrüstungsausschuß sich mit Fragen geringerer Bedeutung und auch mit der Ablehnung der sowjetrussischen Abrüstungsvorschläge befassen.

Reichsarbeitsminister Wissel Ehrendoktor von Kiel

Berlin. Eine Abordnung der Kieler Universität, die aus dem Dekan Professor Dr. Husserl und den Professoren Dr. Skalweit und Dr. Thönnies bestand, überbrachte heute dem Reichsarbeitsminister Wissel an seinem 50. Geburtstag die Ernennung zum Ehrendoktor der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Christian-Albrecht-Universität. Die Ehrung gilt, wie es in der Urkunde heißt", dem Sohne des Volkes, der in zähem Ringen zur Führung emporstieg, dessen Denken und Handeln darauf gerichtet ist, durch organische Wirtschaftserneuerung die Idee einer Gemeinschaft aller Schaffenden zu verwirklichen, der die kargen Mußestunden eines an Arbeit und Verantwortung reichen Lebens der Wissenschaft geschenkt und die deutschen Volkskunde durch das Werk „des alten Handwerksrechts und Gewohnheit bereichert hat."

Dr. rer. pol. h. c. Wissel hat seinen Ausgang als Sozialpolitiker von Kiel und Friedrichsort genommen, wo er lange Zeit als Maschinenbauer arbeitete.

Die erste Sitzung des neuen amerikanischen Kabinetts

London. Unter dem Vorsitz des Präsidenten Hoover wurde am Freitag die erste Sitzung des neuen amerikanischen Kabinetts abgehalten. Die Beratungen galten in erster Linie der Erörterung der mexikanischen Lage. Vizepräsident Curtis hatte gleichfalls an der Sitzung teilgenommen.

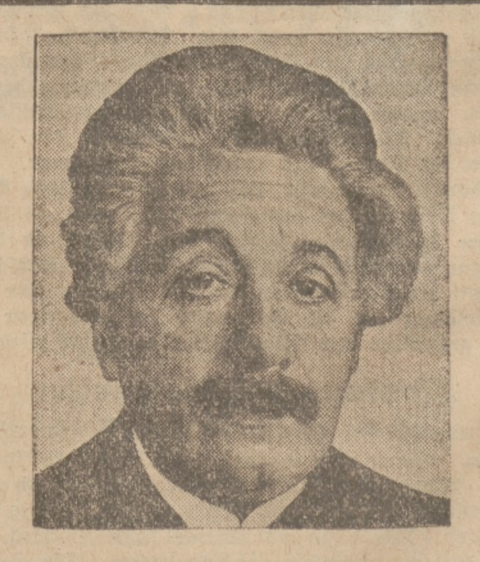
Um Amerikas Beitritt zum Schiedsgericht

Der Juristenausschuß prüft die amerikanische Note.

Genf. Der Rat hat in seiner Geheimsitzung am Freitag zu der Note der amerikanischen Regierung vom 20. Februar über die Bedingungen des Beitritts der Vereinigten Staaten zum internationalen Haager Schiedsgerichtshof den Beschluß gefaßt, die Note dem Juristenausschuß zu übermitteln und am Montag eine Aenderung der Satzung des Haager Hofes zu beraten. Der Rat hat hierbei den Wunsch ausgesprochen, daß der Juristenausschuß in seinen Verhandlungen die von den Vereinigten Staaten geltend gemachten Wünsche berücksichtige und bei der Ueberprüfung der Satzungen mit in Betracht ziehe. Der Rat wird in seiner nächsten öffentlichen Sitzung, die für Sonnabend angesetzt ist, in einer Entschließung dem Wunsche Ausdruck verleihen und dem Juristenausschuß den Auftrag erteilen, die Note der amerikanischen Regierung mit in seinen Arbeitsplan aufzunehmen.

Sieben Gefangene beim Ausbruchversuch getötet

London. Bei einem Ausbruchsversuch aus dem mexikanischen Staatsgefängnis in Tampico sind nach Berichten aus Mexiko-Stadt sieben Gefangene durch die Gefängniswärter getötet worden.



Professor Albert Einstein

der Begründer der Relativitätstheorie, vollendet am 14. März das 50. Lebensjahr.

Polnisch-Schlesien

Der 17. März soll die Entscheidung bringen

Von gewerkschaftlicher Seite erfahren wir, daß am Montag unter dem Vorsitz des Ing. Koscusz, nicht mehr unter dem des Herrn Galot, die Verhandlungen über den ideellen Teil des Tarifvertrages im Bergbau weiter fortgesetzt werden.

Was die Lohnerhöhung anbetrifft, so soll am 17. März auf einer besonderen Konferenz die Entscheidung getroffen werden und zwar eine endgültige.

Selbstverständlich glaubt man auch, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Tariffragen endgültig erledigt sein werden.

Wir wollen die Gewerkschaften bei diesem Glauben gern belassen und würden uns nur freuen, wenn der leidige Konflikt beendet würde. Leider können wir diesen Optimismus nicht teilen und diese unsere Ansicht ist gerechtfertigt, wenn wir den Verlauf der Verhandlungen in Betracht ziehen. Die Arbeitgeber haben heute viel zu viel Terrain gewonnen, als daß sie so schnell, der 17. März steht vor der Tür, nachgeben würden. Doch wollen wir nicht die Möglichkeit außer Acht lassen, daß die Regierung doch noch ein Machtwort spricht. Befremdend ist nur, daß man bis heute noch nicht das Geringste über das Ergebnis der Spezialkommission gehört hat. Dr. Jastrzembski hüllt sich in ein geheimnisvolles Schweigen, das uns nicht recht verständlich erscheint. Zu mindestens hätte man von diesem, es muß doch bereits ausgearbeitet sein, die Gewerkschaften verständigen sollen, damit sie in der Lage wären, bei der Sitzung am 17. März zu ihm eine sachgemäße Stellung zu nehmen. Sicherlich werden die Arbeitgeber, das ist totsicher anzunehmen, das Resultat der Untersuchungen der Spezialkommission vor dem genannten Termin in der Hand haben. Diesen Leuten gegenüber war die Regierung ja stets sehr entgegenkommend gewesen.

In der Bergarbeiterschaft erwartet man schon mit Ungeduld, mit großer Erbitterung die Klärung des ganzen Konfliktes. Erfolgt er nicht in der jetzt zugesagten Frist, also bis zum 17. März, so wird man die Versprechungen der Regierung als eine schöne Geste bewerten können und die Presse der Sanacja, die den höchsten Beamten der Wojewodschaft so manches Mal als den Retter der oberschlesischen Arbeiterschaft pries, wird wieder einmal wie ein begossener Pudel davonziehen müssen. Dann dürfen jedoch auch nicht die Folgerungen, die sich aus einem solchen Verhalten gegen die Arbeiterschaft ergeben, ganz vergessen werden. Der Streik ist wohl abgeblasen oder verschoben, aber er kann zu jeder Zeit proklamiert werden. Und nachdem die Arbeiterschaft eingesehen hat, daß sie nur mit leeren Versprechungen gespeist wurde, ist es nicht unmöglich, daß er eher losbricht als man in gewissen Kreisen glaubt. Und seine Auswirkungen dürften jetzt nicht viel kleiner sein, als wenn der Streik am 11. Februar begonnen hätte. Hoffentlich überlegt man sich das.

Aus der Partei

Die Konstituierung des Bezirksvorstandes der D. S. A. P.

Am Freitag fand die konstituierende Sitzung des am 3. März in der Königshütter Konferenz gewählten neuen Vorstandes statt.

Die **Exekutive** setzt sich aus den Genossen Kowoll, Kuzella, Peschka, Nietsch und der Genossin Kowoll zusammen, zum Vorsitzenden ist der Genosse Kowoll gewählt.

Die **Pressekommission** besteht aus den Genossen Peschka, Kuzella und Nietsch. Alle Wünsche und Beschwerden bezüglich des Zentralorgans sind an den Genossen Eugen Peschka, Kattowitz, Afabund, Miczkiewicza 8, zu richten.

Beschwerden bezüglich der Leitung der Partei sind an den Vorsitzenden der **Beschwerdekommission**, den Genossen Martin Kuzella, Krol.-Huta, 3-go Maja, Metallarbeiterbüro, zu richten.

Weiter wurden gewählt ein Frauenausschuß, eine Revisionskommission, mit der Ausarbeitung der Bezirkssatzungen wurde Gen. Gorny beauftragt, alle Kassenfragen sind an Genossen Eduard Matzke zu richten. Durch Rundschreiben werden alle näheren Beschlüsse den Ortsvereinen noch zugehen, sowie die Zusammensetzung der einzelnen Ausschüsse und Kommissionen.

Die Adresse des Bezirksvorstandes ist Katowice, Dworcowa 11, Zimmer 23.

Die Parteileitung.

Die neuen Sprechstunden bei der Sejm-Bibliothek

Die Sejmbibliothek hat nunmehr die Sprechstunden für das Publikum täglich (außer Sonnabend) in der Zeit von 10 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends festgesetzt.

Der Konkurs der Schlesischen Dolomitgesellschaft

Wie wir erfahren, sind vorgestern auf Antrag der Staatsanwaltschaft zwei Prokuristen der Schlesischen Dolomitgesellschaft verhaftet worden. Bekanntlich soll die Bischöfliche Kurie bei dem Konkurs über eine halbe Million Zloty eingebüßt haben, auch mehrere Kreisausschüsse sollen stark in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Die Aussichten, die Verluste aus der Konkursmasse einigermaßen zu decken, sind sehr faule. Ueber das Geschäftsgebahren der einmal gewesenen Dolomitgesellschaft werden recht eigenartige Dinge erzählt, die die Aktionäre eigentlich schon vorher erfahren hätten müssen und nicht als alles schon zu Ende war.

In Geschäftskreisen hat dieser Firmenkrach nicht geringes Aufsehen erregt und er dürfte noch einen Rattenschwanz von Prozessen nach sich ziehen. Es ist nur sonderbar, daß die hiesige Presse sich über ihn vollständig ausschweigt. Wir können das verstehen. Aus Rücksicht auf die Bischöfliche Kurie jedenfalls, die so vorzüglich mit den ihr von der Wojewodschaft geschenkten Millionen wirtschaftet.

Der „Volkswille“ vor Gericht

Nicht weniger als in 5 Fällen von Pressevergehen hatte sich gestern vor der Strafkammer der verantwortliche Redakteur unseres Parteiorgans, Gen. Helmrich, zu verantworten. Unter Anklage standen die Artikel „Polen und die Ukrainer. — Die Deutschen an Pilsudski. — Einem politischen Mord zum Opfer gefallen? — Das Urteil im Volksbundprozeß. — und — Der Vernichtungsfeldzug gegen die deutsche Minderheitsschule“ nach Artikel 1 und 2 des Pressedekrets.

In allen 5 Fällen trat der Angeklagte den Wahrheitsbeweis nicht an, da er wie sein Verteidiger, Dr. Baj, die Ansicht vertraten, daß es sich hier um Auffassungsfragen handele, deren Volkstumscharakter unverkennbar sei. Zum Artikel „Polen und die Ukrainer“ bemerkte der Angeklagte, daß er lediglich eine Wiedergabe dessen sei, was die polnische und ukrainische Presse brachte und als nichts anderes zu bewerten sei als ein Ueberblick über die Entwickelung der Ukraine in den letzten Jahren. Eine staatsschädigende Absicht habe überhaupt nicht vorgelegen. Der Staatsanwalt beantragte 500 Zloty, jedoch das Gericht urteilte milder und verhängte nur 150 Zloty. Dieselbe Strafe brachte der Artikel „Die Deutschen an Pilsudski“ ein. Der nächste Fall endete mit einem glatten Freispruch, da sich das Gericht auf den Standpunkt des Angeklagten, die Veröffentlichung des Bildes des Generals Zagorski mit der begleitenden Notiz „Einem politischen Mord zum Opfer gefallen?“ stellte nur eine journalistische Notwendigkeit dar und nach Textinhalt durchaus nicht mit der Anklage vereinbar.

Dagegen die letzten Fälle endeten wieder mit einer Bestrafung. Allerdings sprach hier das Gericht die Ansicht aus, daß bei der Veröffentlichung dieser Artikel und zwar „Das Urteil im Volksbundprozeß“ und „Der Vernichtungsfeldzug gegen die deutsche Schule“ nicht böswillige Absicht vorlag, sondern im guten Glauben gehandelt wurde. Der erste Artikel wurde mit 200 Zloty, der andere mit 150 Zloty Geldstrafe belegt.

Auch der „Verantwortliche“ der „Kattowitzer Zeitung“ hatte sich vor demselben Gericht wegen Pressevergehens in 6 Fällen zu verantworten.

In den Monaten Oktober bis Dezember v. Js. gelangten in dem genannten Blatte sechs Artikel zur Veröffentlichung, welche das Mißfallen des Pressezensors erregten und daher konfisziert worden sind. Nachstehend folgen die Bezeichnungen der beanstandeten Artikel „Kein Festtag der Deutschen“, „Der Sieg Galiziens über Oberschlesien“, „Kownoer Dementi“, „Kein Festtag der Deutschen (Denkschrift bezw. Erklärung des Deutschen Klubs)“, „Ein Urteil“ und „Anleihekritik“. In den ersten vier Fällen erfolgte eine Verurteilung des Redakteurs Dr. Hoffmann wegen Uebertretung der pressegesetzlichen Vorschriften zu einer Gesamtstrafe von 1400 Zloty. Auf Antrag des Verteidigers wurde die Verhandlung über die beiden letzten Artikel vertagt. In dem einen Falle, Artikel „Anleihekritik“ soll es sich lediglich um die Wiedergabe einer Rede Korfantys im Schlesischen Sejm handeln, während der andere Artikel „Ein Urteil“ ohne Wissen des verantwortlichen Redakteurs veröffentlicht worden sein soll. Zu der neuen Verhandlung sind mehrere Zeugen geladen worden, die den Wahrheitsbeweis erbringen werden.

Das Fachschulwesen in der schlesischen Wojewodschaft

Nach der Uebernahme Ostoberschlesiens durch den polnischen Staat konnte von einem Fachschulwesen keine Rede sein, weil die meisten Fachschulen in Deutsch-Oberschlesien geblieben sind. Die größte oberschlesische Fachschule, die Hütten- und Maschinenschule, war schon immer in Gleiwitz gewesen und die Bauschule in Kattowitz wurde nach Beuthen verlegt. Das Gebäude blieb zwar in Kattowitz, wurde aber durch das Wojewodschaftsamt belegt. Von allen früheren Fachschulen verblieb nur noch die Bergschule in Tarnowitz. Eine zweite Fachschule befindet sich in Bielitz, aber diese Schule ist mehr dem dortigen wirtschaftlichen Leben angepaßt.

Eine neue Fachschule zu errichten ist jedenfalls schwieriger als beispielsweise irgendeine andere Schule, da es nicht genügt, ein neues Haus zu bauen und Schulbänke einzustellen, sondern es müssen neue moderne Werkstellen und chemische Laboratorien geschaffen werden. Die schlesische Wojewodschaft ist der wirtschaftlichen Struktur nach ein Industriegebiet ersten Ranges. Es kann auch unmöglich ohne Fachschulen bleiben. Da sich vorderhand infolge Raummangels keine neue Schule schaffen ließ, so hat sich die Regierung vor allem der Handwerkerschule in Bielitz angenommen. Im Jahre 1923 wurde dort eine neue elektrotechnische Abteilung eingerichtet, ferner eine chemische und Textilabteilung geschaffen. Für die Heizer und Maschinisten, für Tischler, Bautechniker und Weber wurden polnische Vorlesungen eingeführt und die deutschen Abteilungen kassiert. Inzwischen wurde in Königshütte die Fachschule für die Hüttenindustrie eröffnet, die aber den Anforderungen überhaupt nicht genügt. Im Jahre 1926 wurde bekanntlich die Bauschule und im Jahre 1927 das Handwerks- und Industrieinstitut in Kattowitz neu eröffnet. Das sind jedoch erst schüchterne Anfänge, die da auf dem Gebiete des Fachschulwesens gemacht wurden. Das Industriezentrum der schlesischen Wojewodschaft ist und bleibt die Stadt Kattowitz und die Fachschulen müssen unbedingt in Kattowitz gebaut werden. Das hat man auch in der Wojewodschaft eingesehen und dementsprechend neue Pläne ausgearbeitet. In Kattowitz wird eine neue große Fachschule gebaut, die nachstehende Abteilungen haben wird: 1. Mechanische Hüttenabteilung, 2. Elektrotechnische Abteilung, 3. Eisenbahnabteilung, 4. eine chemische Abteilung und dann Spezialschulen für Landstraßenaufseher, Koks- und Gasmeister und eine Laborantenschule. Die Bielitzer Fachschule wird lediglich den dortigen Industrieverhältnissen angepaßt und vor allem der Tuch- und Textilindustrie dienen. Die dortige Fachschule wird erheblich vergrößert.

Mit dem Bau der neuen Fachschule in Kattowitz wurde bereits im vorigen Jahre begonnen und bis zum Eintritt der Kälte das erste Stockwerk fertiggestellt. Allerdings ist von den Werkstellen, die in besonderen Pavillons untergebracht werden, noch keine Spur vorhanden, aber man ist doch schon dabei. Das ist bekanntlich die technische Schule, welche 12 Millionen Zloty kosten und von der Dollaranleihe gebaut wird.

Kattowitz und Umgebung

Ueber 117 000 Zloty für die Unterhaltung der Volksküchen verausgabt.

Das schlesische Wojewodschaftsamt hat im vergangenen Jahre für die Unterhaltung der Volksküchen im Landkreis Kattowitz die Summe in Höhe von insgesamt 117 424,09 Zloty bewilligt. Es entfielen auf Monat Januar 22 537,37 Zloty, Februar 19 351,54 Zloty, März 20 159,33 Zloty, April 21 000,09 Zloty, Mai 18 229,32 Zloty, Juni 19 671,56 Zloty, Juli 18 455,37 Zloty, August 16 153,75 Zloty, September 17 455,32 Zloty, Oktober 16 215,90 Zloty, November 14 560,54 Zloty und Dezember 13 634 Zloty. Im fraglichen Jahre wurden durch die Volksküchen an 58 483 Arbeitslose und Ortsarme insgesamt 1 030 326 Mittagsportionen kostenlos bezw. gegen ein kleines Entgelt von 10 bis 30 Groschen ausgegeben.

Militärpflichtigen zur Beachtung! Das städt. Militärbüro gibt bekannt, daß alle militärpflichtigen Personen verpflichtet sind, jeden Wohnungswechsel auch innerhalb des Stadtbezirks unverzüglich beim obigen Büro im Rathaus Bogutschütz anzumelden. Zuwiderhandelnde können mit Geld- bezw. Gefängnisstrafen belegt werden.

Wichtig für Fleischbeschauer. Am Sonntag, den 10. März, vormittags um 11 Uhr, findet im Lokal Ebel in Kattowitz-Zalenze eine außerordentliche Versammlung der Fleischbeschauer statt, auf welcher zu verschiedenen Fragen bezüglich der Trichinenseuche und ihrer Bekämpfung Stellung genommen werden soll.

Gewerbegericht und Mietseinigungsamt. Vor dem städt. Gewerbegericht kamen zur Erledigung: Durch Einigung 12, Kontumazurteil 4, Anerkenntnisurteil 2, endgültiges Urteil 7 und auf andere Weise 8 Streitsachen. 40 Anträge wurden zurückgestellt und 34 Eingänge als Neueingänge verzeichnet. — Im Auftrage des Mietseinigungsamtes, welches 7 Sitzungen abhielt, wurden 3 Lokalbesichtigungen vorgenommen und 37 Streitsachen durch Urteil sowie eine Streitsache durch erfolgte Einigung erledigt. Eingelaufen sind bei diesem Amt 51 Streitsachen.

Deutsches Theater. Am Montag, den 11. März, abends 8 Uhr, geht der große Berliner Lustspielerfolg „Olympia“ von Molnar als 5. Abonnementsvorstellung in Szene. Am Donnerstag, den 14. März, abends 8 Uhr, folgt als 6. Abonnementsvorstellung „Kaspar Hauser“, Schauspiel von Erich Ebermayer. Der Verfasser, einer der bekanntesten Vertreter der jüngsten Dichtergeneration, ist dem Kattowitzer Publikum kein Fremder mehr. In der vorigen Saison las er im Rahmen eines Dichterabends der deutschen Theatergemeinde aus eigenen Werken. Die Erstaufführung seines Schauspiels „Kaspar Hauser“, das bereits über viele große Bühnen ging, wird deshalb mit besonderer Spannung erwartet.

Schubertliederabend. Bei dem heut, Sonnabend, 8 Uhr, in der Aula des Lyzeums veranstalteten Schubertliederabend wird die hier bestens bekannte Breslauer Konzertsängerin Frau Wanda Mazurek ein gewähltes Programm von Schubertliedern, darunter die Mignonlieder zum Vortrag bringen. Die Begleitung führt der Leiter der Volkshochschule, Studienrat Birkner aus, der auch über „Schubert als Mensch“ sprechen wird. Vorverkauf in den Buchhandlungen von Hirsch und Siwinna.

Vorstandssitzung des Verbandes ehem. Kriegsgefangener. Am kommenden Sonntag, vormittags um 10 Uhr, hält der Verband der ehem. Kriegs- und Zivilgefangenen im „Tivoli“ in Kattowitz, ul. Kosciuszki, eine Vorstandssitzung ab, auf welcher u. a. die Neuwahl des Vorstandes beraten werden soll.

Bau des neuen Säuglingsheimes. Wie bereits berichtet, projektiert der Magistrat den Bau eines neuen Säuglingsheimes, welches in Kattowitz auf der ulica Raciborska errichtet werden soll. Die bisherige Kinderkrippe in Kattowitz auf der ulica Dombrowki hat sich nämlich infolge des großen Zuspruchs als viel zu klein erwiesen, weshalb an einen Neubau herangegangen werden muß. Es handelt sich in diesem Falle um den zweistöckigen Bau, welcher einen Saal für insgesamt 56 Betten sowie eine besondere Isolationsabteilung aufweisen soll. Mit dem Bau wird noch im Frühjahr begonnen.

Von einem Zuge überfahren. Auf der Andalusiengrube in Scharley wurde ein Arbeiter von einem Zuge tödlich überfahren.

Für 6000 Zloty Schmuggelware beschlagnahmt. Am Grenzübergang Karl-Emanuel wurde ein Personenauto aus Deutschland von polnischen Grenzbeamten beschlagnahmt, indem sich 50 Kilo Sacharin, 63 Kilo Rasierklingen und verschiedene andere Artikel im Werte von 6000 Zloty befanden. Dem Chauffeur und dem Schmuggler gelang es während der Revision des Autos nach der deutschen Grenze zu flüchten.

Das Vermögen der Stadt Myslowitz

Eine jede größere Gemeinde besitzt Wertobjekte, die sich auf die Liegenschaften und das bewegliche Inventar verteilen. Zu den ersteren gehören diverse Gemeindebauten wie das Rathaus, Krankenhaus, Wohnhäuser, Schlachthaus, Gas- und Elektrizitätsanstalt, Wasserleitung u. a. Das bewegliche Inventar setzt sich aus den Büroeinrichtungen, Maschinen in den städtischen Unternehmungen und dergleichen zusammen. Die Stadt Myslowitz besitzt viele solche Wertobjekte und zwar an Häusern im Werte von 4 681 260 Zloty und an Baugrundstücken 1 609 500 Zloty. Das bewegliche Inventar wurde nach der letzten Schätzung mit 1 227 000 Zloty in das Jahresbudget eingesetzt. Die städtische Elektrizitätsanstalt wurde verhältnismäßig niedrig eingeschätzt und mit 400 000 Zloty ausgewiesen, desgleichen die städtische Gasanstalt, die mit 370 000 Zloty im Haushaltsplane bewertet wurde. Die Wasserleitungen wurden mit 1 Million bewertet und das städtische Schlachthaus mit 1 628 632 Zloty. Die große Viehzentrale, die noch nicht fertig ist und eigentlich durch das städtische Bauamt noch nicht abgenommen wurde, ist mit 5 150 000 Zloty ausgewiesen. Alle diese Wertobjekte repräsentieren einen Wert von 16 046 392 Zloty.

Freilich hat die Stadt auch Schulden, doch sind diese nicht einmal so hoch, wie allgemein angenommen wurde. Da ist zuerst die katholische Kirchengemeinde mit einem Betrage von 631 900 Zloty und die Zinsenlast davon beträgt jährlich 6 Prozent. Dann sind alte Schuldscheine aus dem Jahre 1886, die nach der Umrechnung 1126 Zloty betragen, ein bei der schlesischen Wojewodschaft für einen Hausbau aufgenommenes Darlehen, das mit 3 Prozent verzinst wird, in Höhe von 155 700 Zloty. Der Versicherungsanstalt in Königshütte ist die Stadt 2 800 000 Zloty schuldig. Die Zinsenlast beträgt für diese Anleihe 6 Prozent jährlich. Von der schlesischen Wojewodschaft aus der amerikanischen Dollaranleihe erhielt die Stadt bis jetzt 1 293 384 Zloty und zahlt davon 7 Prozent Zinsen jährlich. Die teuerste Anleihe ist die Anleihe aus der Kreissparkasse die insgesamt 575 000 ausmacht. Davon müssen 500 000 Zloty jährlich mit 10½ Prozent verzinst und 75 000 Zloty jährlich mit 8½ Prozent verzinst werden. Außer diesen wurden noch der städtischen Sparkasse 90 000 Zloty entnommen, die mit 6 Prozent verzinst werden. Wir sehen also, daß die Verzinsung der aufgenommenen Anleihe, mit Ausnahme der aus der Kreissparkasse, verhältnismäßig günstig ist. Alle Schulden zusammengenommen betragen 5 547 110 Zloty, die auf den städtischen Wertobjekten lasten. 10 499 282 Zloty von Stadtvermögen ist also schuldenfrei. Man kann die finanzielle Lage der Stadt als günstig bezeichnen, weil die Schuldenlast im Vergleich zum eigenen Vermögen wie 1:3 steht. Wir gestehen, daß wir uns dieses Verhältnis als viel ungünstiger vorgestellt haben und brachten das mit dem Bau der Zentralna Targowica in Verbindung. Es besteht also die begründete Hoffnung, daß der Stadt gelingen wird, neue Anleihen aufzunehmen, um die geplanten Investitionen durchführen zu können.

Eine Arbeiterfrau von Arbeitslosen ermordet

Wieder ein Raubmord in Breslau — Mit dem Taschentuch erdrosselt

In der vergangenen Nacht wurde die Breslauer Mordkommission in ein Haus des Nikolaitorviertels gerufen, wo in ihrer Wohnung die 55jährige Arbeiterehefrau Olga Grundei ermordet aufgefunden wurde. Die polizeilichen Ermittelungen haben überraschend schnell zur Aufklärung der Tat geführt. Als Täter konnten der arbeitslose 28jährige Melker Pachale und der etwa gleichaltrige Arbeiter Fritz Sunke verhaftet werden. Sie haben bereits zugegeben, den Raubmord begangen zu haben.

Zu der Mordtat werden noch folgende Einzelheiten berichtet: In der vergangenen Nacht gegen 2 Uhr wurde die Mordkommission der Breslauer Kriminalpolizei nach dem Nikolaitorviertel in das Haus Zehnerstraße 6 gerufen. Im vierten Stock ist in ihrer Wohnung die 55jährige Arbeiterehefrau Olga Grundei ermordet aufgefunden worden.

Aus der Wohnung wurde lediglich ein dem Sohn der Ermordeten gehörender fast neuer blauer zweireihiger Kammgarn-Anzug, ferner ein drei Meter langes Stück blaugrauer Cheviotstoff und ein ebenso großes Stück blaugrauer Mantelstoff geraubt. Der Gesamtwert beträgt rund 150 Mark. Der Anzug und der Stoff wurden in einem braunen, imitierten Lederkoffer, ebenfalls Eigentum des Sohnes, weggeschafft, und wie sich später herausstellte, noch gestern nachmittag in einem Breslauer Pfandleihgeschäft für 20 Mark versetzt.

Die Tat ist wahrscheinlich Donnerstag nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr verüht worden. Um diese Zeit befand sich Frau Grundei, deren Mann seit drei Jahren in einer Nervenheilanstalt ist, allein in ihrer Wohnung. Ihr 19jähriger, als Handlungsgehilfe bei einer Breslauer Konfektionsfirma beschäftigter Sohn hatte die Wohnung, nachdem er dort Mittagbrot gegessen hatte, gegen 2½ Uhr verlassen und sich abends vom Geschäft aus direkt zum Sechs-Tage-Rennen begeben. Er kehrte nachts nach 1 Uhr zurück und fand die Tür zur Wohnung unverschlossen. Seine Mutter war mit einem Taschentuch aus ihren eigenen Beständen erdrosselt und lag im gemeinsamen Schlafzimmer rücklings tot auf dem Boden. Ein geringer Geldbetrag, den die Frau besaß, war nicht entwendet worden. Auch sonst war die Wohnung ziemlich in Ordnung. Lediglich ein Schrank und die Kommode, aus der die Stoffe geraubt wurden, standen offen. Beim Oeffnen der Zimmertür stieß der Sohn mit der Tür gegen die Füße der Leiche.

Außer der Kriminalpolizei war auch Polizeipräsident Kleiboener am Tatort anwesend. Nicht allzu weit von diesem Tatort ereignete sich vor wenigen Wochen die Bluttat des berüchtigten Raubmörders Vieluf.

Als Täter wurden im Laufe des Vormittags der Melker Arthur Pachale, zurzeit arbeitslos in Breslau, 28 Jahre alt und dessen Freund, der etwa 28 Jahre alte Arbeiter Sunke, ebenfalls aus Breslau, ermittelt. Beide Täter konnten bereits in den ersten Nachmittagsstunden in Breslau verhaftet und dem Polizeipräsidium zugeleitet werden, wo sie inzwischen ein umfangreiches Geständnis abgelegt haben und zugaben, gemeinsam den Mord verübt zu haben.

Im Laufe der Vernehmung durch die Kriminalpolizei gab Pachale, der vollkommen betrunken gewesen ist, zu, den Mord begangen zu haben. Er selbst gab auch die Adresse des Sunke an. Während die Verhaftung des Pachale nur durch die Unterstützung einer Verwandten von ihm möglich war, konnte Sunke in der Wohnung der Eltern verhaftet werden. Sunke bestritt zunächst ganz energisch, die Frau ermordet zu haben, gab dann aber zu, den Aufpasser gespielt zu haben' und hat später sogar eingestanden, sich auch an dem Morde selbst beteiligt zu haben. Pachale hat am Donnerstag mittag noch mit dem Sohn der Ermordeten gesprochen. Er war in die Wohnung gekommen, um angeblich einen Anzug des sich in der Anstalt befindlichen Ehemannes käuflich zu erwerben. Sunke sollte der Interessent dafür sein. Dieser Anzug befand sich in einem Breslauer Leihhaus. Wahrscheinlich, als die Frau den Mantel anzog, um mit den Beiden zum Leihhaus zu gehen, haben sie sich auf die Frau gestürzt und sie mit dem Taschentuch erdrosselt.

Königshütte und Umgebung

Ein Kapitel zur Wohnungsnot. Im Stadtteil Pniaki mußte dieser Tage infolge Grubenabbaues ein Wohnhaus von den Mietern wegen starker Einsturzgefahr geräumt werden. Es handelt sich um ein Grundstück der Skarbofermverwaltung. Dieser ist anscheinend wenig daran gelegen, daß wieder eine Anzahl von Familien wohnungslos werden. Das Geschäft geht eben vor. Letzten Endes hätte man daran schließlich nichts auszusetzen, wenn die Skarbofermverwaltung schließlich sofort für genügenden Ersatz sorgen würde, aber in letzter Zeit ließ die Skarboferm bezüglich einer Bautätigkeit nicht allzu viel von sich merken. Dafür ist man aber sichtlicher bestrebt, gerade den kohlenreichen Teil von Pniaki restlos auszubeuten, ohne Rücksicht darauf, ob dabei Häuser zu Bruche gehen, was die Wohnungsnot noch verheerender gestaltet. Man hält sich weder an die Bergpolizeivorschriften, noch an die Verordnungen, die dem Grubenabbau unterliegen. Daraus ergibt sich, daß ein gewisser Teil unseres schon so sehr beschränkten Baugeländes als Bruchfeld für Bauzwecke nicht in Frage kommt. Der daraus entstehende Mangel an Bauterrain wird sich über kurz oder lang einmal zur Katastrophe auswirken. Und da dürfte die Stadtverwaltung diesem Treiben nicht tatenlos zuschauen, denn gerade ihr fällt die schwer zu lösende Aufgabe zu, für die beschlossenen Bauprojekte entsprechendes Gelände aufzutreiben. Man muß verhindern, daß Königshütte von Bruchfeldern gänzlich eingeschlossen wird und eine Ausdehnung vollkommen unmöglich macht. Die dieser Tage getroffene Stellungnahme des Magistrats gegenüber der Skarbofermverwaltung ist daher nur zu begrüßen. Man wird an die Skarboferm das Ersuchen stellen, für jedes fahrlässig unterbaute Gebäude ein neues Grundstück mit entsprechender Wohnungszahl zu schaffen. Des weiteren wird sich der Magistrat mit einer eingehenden Schilderung der Verhältnisse an die Bergpolizei wenden und von ihr mit allem Nachdruck eine Unterbindung von Ueberschreitungen der für den Abbau gesetzten Grenzen verlangen. Diese Stellungnahme des Magistrats wird von der Bevölkerung, die ein Interesse an dem Gedeihen der Stadt hat, voll und ganz unterstützt.

Aenderung der Arbeitszeit. Die Betriebe Waggonfabrik, Federnschmiede, Weichenfabrik und Preßwerk der Werkstättenverwaltung, die über den Winter ihre Arbeitszeit von 8 bis 4½ Uhr eingerichtet hatten, ändern diese ab Montag, den 11. März und arbeiten dann wie die Brückenbauanstalt und Räderfabrik von 6 bis 2½ Uhr mit einer halbstündigen Mittagspause.

Geschäftsfreie Sonntage. Infolge der Osterfeiertage bleiben die Geschäfte am Sonntag, den 17. und 24. März von 12 Uhr mittags bis 6 Uhr abends geöffnet. So hat jeder Gelegenheit, seine Feiertageinkäufe in dieser Zeit zu besorgen.

Arbeitslosenstatistik. Die Berichtswoche vom 28. Februar bis 6. März d. J. zeigt eine Verminderung der Arbeitslosenziffer um 118 auf 1546 Personen. Von diesen sind, nach Geschlechter gesondert, 1113 Männer und 433 Frauen. Unterstützung erhalten von den 1546 Arbeitslosen nur 928. Zu Arbeit vermittelt werden konnten 256, dagegen sind 6 offene Stellen unbesetzt geblieben auf Grund Facharbeitermangels. Es ist schon recht traurig um uns bestellt, wenn bestimmte Fachgruppen heute nicht mehr besetzt werden können. Das liegt einerseits an der ungeheuren Krise, die es durchzumachen galt und andererseits an den fürstlichen Löhnen, die an Facharbeiter im hiesigen Bezirk gezahlt werden. Beide Momente verursachten eine Abwanderung und den heutigen Mangel an Fachleuten.

Städtischer Zuschuß für Straßenausbesserungen. Für die Instandsetzung der städtischen Gebäude und namentlich der Straßen, die durch den Frost stark mitgenommen wurden, beschloß der Magistrat, den Betrag von 10 000 Zloty zur Verfügung zu stellen. Die gleiche Summe wurde schon früher einmal bewilligt, reichte aber bei weitem zur Behebung der Schäden nicht aus.

Myslowitz

Wer trägt die Schuld? Vor einiger Zeit stürzte der ehemalige Zeitungsverleger, jetzt Rentier und Hausbesitzer, Traugott Klimatz aus Myslowitz, ein alter ehrenvoller Bürger, infolge der dazumal herrschenden Glätte, in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnunterführung, derart unglücklich, daß er einen komplizierten Armbruch davontrug. Herr K. liegt zurzeit im städt. Krankenhaus und wird auf eigene Kosten behandelt. Es fragt sich in diesem Falle, wer eigentlich für die Unkosten aufkommen soll, die Eisenbahnverwaltung, die Stadtverwaltung oder der Geschädigte, der noch nebenbei die Schmerzen mit in Kauf nehmen muß. Gestern wieder stürzte in den Abendstunden eine ältere Frau in derselben Gegend, wobei sie sich, wie verlautet, innerliche Verletzungen zuzog. Es wäre ratsam, daß sowohl von der Eisenbahnverwaltung als auch von seiten der Stadt das zuständige Gelände mit Sand oder Asche zu bestreuen, was insbesondere der Eisenbahnverwaltung nahe ans Herz gedrückt werden müßte. —h.

Vom Myslowitzer Zentralviehhof. In letzter Zeit sind von seiten des Vorstandes der Targowica-Gesellschaft in Myslowitz Schritte unternommen worden, um den Auslandsexport, welcher von der Targowica durchgeführt wird, auch auf Frankreich auszudehnen. Bisher kam für den Export nur Oesterreich und die Tschechoslowakei in Frage. Wie verlautet ist in dieser Angelegenheit der Bürgermeister Karczewski mit den Vertretern der Zentral-Viehhofs-Gesellschaft, Kason, Fruchthändler und Wonskowitz gestern nach Wien abgereist, woselbst mit den Vertretern der französischen Viehgroßhändler diesbezügliche Verhandlungen stattfinden werden. —h.

Kartoffelnot in Rosdzin-Schoppinitz. Infolge der lang anhaltenden und starken Fröste erfroren in den meisten Kellerräumen die Wintervorräte an Kartoffeln. In letzter Zeit machte sich großer Mangel an diesem so wichtigen Lebensmittel in Rosdzin-Schoppinitz bemerkbar und die Nachfrage nach Speisekartoffeln ist sehr groß. Da aber bei den meisten Händlern die Kartoffelreserven gleichfalls gelitten haben, ist die Not groß. Nebenbei besteht die Befürchtung, daß diese allgemeine Notlage, wie es mit dem Kohlen- und Wassermangel der Fall war, gewissenlose Elemente dazu verleiten wird, aus der Not des Nächsten ein Geschäftchen zu machen. Es wäre angebracht, wenn von seiten der in Frage kommenden Behörden schon jetzt Schritte in den Weg geleitet werden, um einem Ueberhandnehmen des Lebensmittelpreiswuchers vorzubeugen. —h.

Jahrmarkt in Myslowitz. Nach einer Bekanntmachung des Magistrats findet der nächste Jahrmarkt in Myslowitz am Donnerstag, den 21. März d. Js. statt. Es handelt sich um einen Kram- und Viehmarkt. —h.



Tauwetter

Siemianowitz

Kommunales aus Bytkow.

Die Gemeindevertretersitzung in Bytkow beschloß die Bewilligung des Budgets für das Jahr 1929/30 debattelos. Die Kommunalabgaben zur Staatssteuer wurden auf 100 Prozent festgesetzt. Für den geplanten Schulneubau war ein Gutachten über die Eignung des in Frage kommenden Bauterrains durch das Oberbergamt erforderlich. Die entstandenen Unkosten wurden dem ausführenden Sachverständigen, Bergrat Klemczar, bewilligt. Als Nachtrag erhielt der Nachtwächter der Gemeinde noch eine Weihnachtsgratifikation zugesprochen.

6000 Zloty sind für Schulzwecke gemäß der Forderung der Wojewodschaft ausgeworfen.

Die Wojewodschaft fordert die Rückzahlung der Anleihe aus dem Jahre 1923/24. Die Gemeinde erstrebt eine Verlängerung des Rückzahlungstermins. Es wurde zu diesem Zweck eine 4gliedrige Kommission gebildet, welche diesbezüglich mit den Wojewodschaftsbehörden verhandeln soll.

Zum Schluß liefen 4 Dringlichkeitsanträge ein. Bei der vorletzten Sitzung wurde beschlossen, eine an die Z. Z. P. verausgabte Zuwendung in Höhe von 50 Zloty wieder einzuziehen. Diesmal revidierte sich merkwürdigerweise die Gemeindevertretung und beließ dem Verein die 50 Zloty. Demnach dürften öfters Gesuche um Subventionen die Gemeindevertretung beschäftigen.

Gemeindevertretersitzung. Die nächste Sitzung findet am Montag, den 11. d. Mts., abends 6 Uhr, statt. Sie umfaßt 16 Punkte, unter anderm auch die Bewilligung einer Osterunterstützung an Arbeitslose und Invaliden. Es dürfte auch das von der Wojewodschaft genehmigte Budget vorgelegt werden. Ob die Wojewodschaft die Abschaffung der Luxussteuer, namentlich der Hundesteuer, billigen wird, bleibt abzuwarten. Der noch einzige sozialistische Vertreter war für Beibehaltung dieser Steuern und zu Recht. Siemianowitz dürfte dann das Eldorado für Hundeliebhaber werden. So liebe Hausfreunde uns diese Tierchen auch sind, so dürfte ihre zahllose Vermehrung doch nicht im allgemeinen Interesse liegen, schon der Kinder und der gefährdeten Nachtruhe wegen. Kann doch so ein Stubenköter in der Nacht die Einwohner eines ganzen Hauses zur Verzweiflung bringen. Auch die Herabsetzung der Gebäudesteuer von 3 auf 1½ Prozent scheint nicht gerechtfertigt. Während andere Städte nachweislich bis 7½ Prozent Gebäudesteuer entrichten, hat Siemianowitz heut den niedrigsten Satz. 40 000 Zloty Streichung wäre eine ungerechtfertigte Bevorzung einer Bürgerklasse, die durch den Hausbesitz bereits in der Lage war, als einzige die Inflationszeit glücklich zu überstehen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die meisten Häuser früher mit Hypotheken gedeckt waren und heut, dank der Inflation, schuldenfrei dastehen und immer noch jammern die notleidenden Hausbesitzer.

Immer noch Kriegsopfer. Die Firma Dakem auf Afredschacht bei Hohenlohehütte ist zur Zeit mit der Verwertung von Granatenmetall beschäftigt. Zu diesem Zweck müssen die Granaten erst unschädlich gemacht werden, welche Arbeit von ehemaligen sachverständigen Feuerwerkern ausgeführt wird. Trotz größter Vorsicht explodierte eine 24-Zentimetergranate und riß dem Arbeiter St. den linken Arm weg. Der aufsichtsführende T. aus Siemianowitz kam unter Anklage. Der Staatsanwalt beantragte 6 Monate Gefängnis. Da der Angeklagte aber nachweisen konnte, daß der Verunglückte gegen die Anordnung gehandelt hat, erfolgte sein Freispruch.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Das walte Gott.

Der oberschlesische Blätterwald hat seit kurzem eine Bereicherung erfahren, nämlich durch ein Werksblättchen. Zu verdanken haben wir das einem Ingenieur Juljusz Pionczyk aus Siemianowitz, der eine Werkszeitung der Bismarck- und Falvahütte erscheinen läßt. Dieses Blättchen will das gute Einvernehmen und das Verständnis für gemeinsame Arbeit in den Betrieben fördern. Und, wir geraten allmählich in Begeisterung, es soll ein Bindeglied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden. Das ersehen wir aus dem Vorwort der uns vorliegenden 1. Nummer dieses Blättleins, das mit einem „Das

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Ich begegne meiner Jugend

Ich hatte schon lange geschlafen, es war ganz dunkel in meiner kleinen Kammer, als man mich plötzlich weckte; jemand schlug an die Tür, die Tür öffnete sich, und herein trat mein Freund, ein alter Herr. Er ist Generaldirektor einiger großer Fabriken, und in diesen Tagen, war ihm seine Frau gestorben, eine alte, müde Frau.

Der General setzte sich an mein Bett und erzählte mir folgendes:

„Ich gehe an diesem Vormittag — es ist kalt und feucht — durch eine belebte Straße; es ist ganz eigenartig für mich zu gehen, denn ich habe das ja eigentlich gar nicht nötig, weil ich Generaldirektor bin. Aber ich komme vom Friedhof und denke so an irgend etwas. Da sehe ich an der Ecke einer schmalen Seitengasse einen jungen Mann stehen, dessen Aussehen meine abgestumpften Augen zu näherer Betrachtung zwingt.

Es ist ein kleiner junger Mann, mit einem grünen Cape, und er trägt einen gewöhnlichen, etwas verschmutzten braunen Hut. Er hat sich, als ob er schüchtern sei, einige Schritte von der Straße in diese Seitengasse zurückgezogen und trippelt mit kleinen Schritten auf diesem Abstand von der Hauptstraße und zurück. Er läuft ganz schnell, denn es ist, wie gesagt, ein kaltes und feuchtes Wetter. Die rechte Hand hält er — sie sieht dünn und zitternd aus wie ein ängstlicher Vogel — aus dem Cape und hält in ihr einige Stiefelbänder. Im Takt seines eiligen Schrittes murmelt er, ohne die Augen zu erheben:

„Stiefelbänder! Stiefelbänder!"

Ich höre ihm ein paar Minuten zu und dafür, daß ich stehen bleibe, weiß ich eigentlich gar keinen Grund, höchsten: dieser kleine, junge Mensch trägt einen Zwicker. Man überlege sich: wozu trägt ein solcher Mann einen Zwicker?

Nun will ich sagen, daß ich mir dies andauernd überlegte, aber plötzlich merke ich, daß dieses gar nicht der Hauptgrund ist, weswegen ich stehengeblieben bin — obgleich so schlechtes Wetter ist — und mir andauernd den jungen Mann betrachte. Ich weiß den Grund nicht, und doch wird mir auf einmal das Herz so furchtbar schwer, ich schlage den Kragen meines Pelzes hoch, nicht nur, weil mich friert. Meine Frau ist gestorben, mir fällt auf einmal sehr viel ein, und immer sehe ich den jungen Mann dabei an, der hin und her läuft, undkein Mensch kauft ihm etwas ab; seine Lippen werden dünn und hart, und seine kleine zitternde Hand wird rot und starr, er läuft hin und her und murmelt: „Stiefelbänder! Stiefelbänder!"

Es ist unheimlich: da geht dieser Mensch und trippelt wie ein Tier im Käfig. Wenn er Vernunft hat und normal ist und etwas verkaufen will, läuft es nicht mit zu Boden geschlagenen Augen wie ein gefangenes Tier herum, sondern belästigt gehörig die Passanten. Jeder braucht doch Stiefelbänder. Es ist doch wahr! Ich bin ein bejahrter Mann. Ich bin Generaldirektor, ich weiß das.

Und nun steigen mir — ich fühle es — die Haare zu Berge und der Schweiß bricht mir aus allen Poren; jetzt plötzlich hebt der junge Mensch die Augen: kleine, braune, doch ganz helle, furchtbar bekannte Augen, mein Herz wird so schwer, wie es noch nie in meinem Leben gewesen ist — — und da stürze ich davon, und ich laufe und ich laufe und ich laufe.

Endlich bleibe ich stehen. Ich bin am Ufer des Flusses. Seine Wellen glitzern vorbei, sie schäumen und sie fließen und fließen dahin. Ich drehe mich um — mein Herz erstarrt vor Schrecken, da kommt er, der blasse, kleine Mensch, und er blickt mich noch immer an und wie seltsam: er kommt mir bekannt vor, wie ein Bruder, der so lange in der Fremde weilte, daß man ihn ganz vergessen hat. Ich stehe jetzt an der gewölbten Holzbrücke, weit vor der Stadt. Unter mir fließt es, die Wellen, rauscht es. Er steht hinter mir, der junge Mensch mit dem Zwicker, ich fühle es, ohne ihn zu sehen. Ich bin plötzlich so müde. Ich bin ein alter Mann.

Da tippt er mich auf die Schulter und sagt: „O, du bist verheiratet, ich sehe es an deinem Ehering — wie glücklich wirst du sein! Sicher hast du die kleine schwarze Irma mit den kühlen Händen geheiratet — Ihr beide schwärmtet doch so — — —"

„Nein," sage ich, „die habe ich schon lange verlassen, ich habe Katharina genommen und die jetzt gestorben. Sie hinkte zwar ein wenig, aber sie war reich, mußt du wissen, und ihr Vater —"

„So?!" erwidert er. „Dann hast du es ja sicherlich zu einem großen Dichter gebracht. Erinnerst du dich noch, wie du auf den Straßen liefst und Stiefelbänder verkauftest? Aber du hast niemals etwas verkauft, weil du immer dabei Verse sprachst. Erinnerst du dich noch? Und die stillen Nächte in den Parks, in den einsamen, schattenspielenden, erinnerst du dich noch der süßen und träumenden Märchen?"

Der Fluß rauscht und die weißen Kronen zittern im Wiegen vorbei.

„Nein," sage ich, „ich habe das nicht ausgehalten. Ich trat in das Geschäft meines Schwiegervaters ein. Er ernannte mich zum Prokuristen. Nun bin ich der Inhaber. Es ist eine große Fabrik!"

„Wie ist das eigenartig!" entgegnet er mir hinter meinem Rücken „Eigentlich hätte ich das gar nicht vermutet. Wenn ich nur an diese vielen schwärmerischen Nächte denke — — — nein, nein! Sicherlich bist du im Herzen so geblieben wie du damals warst? Du liebst das Leben und treibst dich, in Häfen und Schenken und Wäldern herum; das Leben, das wilde, wunderschöne — — —"

„Da muß ich sagen, daß mir der Arzt die körperlichen Anstrengungen verboten hat. Ich gehe nur noch selten zu Fuß. Meistens lasse ich mich in meinem eleganten Auto fahren."

O, wie fließen die Wellen trübe und zornig. Der hinter meinem Rücken ist eine ganze Weile still. Dann höre ich ihn wieder: „Du, nun sage mir einmal, wie ist das in dir? Sicherlich glaubst du noch an alles Gute und Schöne und du weinst noch immer, das weiß ich ganz bestimmt, über das viele Unrecht und die vielen Lügen!"

Da will ich etwas sagen, aber es fällt mir nichts, aber auch gar nichts ein, und ich drehe mich um, zu dem Kleinen, und wie ich mich umdrehe und ihn so ansehe, da kommen die Wellen und sie spritzen schäumend einen Schwall donnernder Tropfen über uns.

Meinen Arm möchte ich um seinen Hals legen, und ich, der Generaldirektor, ich habe eigentlich Lust zu weinen, da stößt er mich zurück, ganz freundlich, aber ganz fremd, und er dreht sich um, und er geht, und er geht, immer weiter und immer ferner und dann ist er fort.

Ich sehe ihm nach, ich sehe, wie er verschwindet, ich empfinde nun, wie mich meine Glieder schmerzen, und ich blicke über das Holzgeländer hinüber in den Fluß, wie das Wasser unter mir dahin fließt, immer und ewig dahinfließt. Nun fällt mir erst ein, daß ich weit draußen vor der Stadt bin, nahe am Wald, den ich gar nicht mehr kenne, und mühsam humpelnd gelange ich zurück in die Stadt.

Den jungen Menschen, der da an der Straßenecke stand und Stiefelbänder verkaufte, ließ ich durch meinen Prokuristen anzeigen, er hatte keine Handelserlaubnis, so mußte er da fort. Er war sowieso auch bald verhungert, und seine zerrissenen Taschen beherbergten nichts als schmutzige Papierfetzen mit lächerlichen Gedichten. Ich habe dann nichts mehr von ihm gehört. Solchen Burschen ist nicht zu helfen. Er wird in den Fluß gesprungen sein. Ich höre noch jetzt, wie die Wellen rauschen.

Wie hat mich dieser Mensch erschreckt! Und mein Arzt verbietet mir doch jede Aufregung!" Heinz Liepmann.

Heiliges Erbe

Von Alfred Neumeister.

Der 18. März 1918 war ein denkwürdiger Tag in meinem Leben. Kaum verzehnjährig, eben schulentlassen, sollte ich von nun an als Granatendreher in einer Maschinenfabrik arbeiten. Nicht etwa als Dreherlehrling, nein: als vollbezahlter Arbeiter. Der Meister wird mir schon die nötigen Handgriffe beibringen. So meint wenigstens meine Mutter, und alle stimmen ihr zu. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie eben ein fast vierjähriger Krieg mit sich bringt, zwingen mich zu dieser Arbeit. Beim Granatendrehen wird gut verdient, und jede Mark ist willkommen, um die ewig hungrigen Münder der jüngeren Geschwister zu stopfen. Die zugewiesenen kärglichen Lebensmittel reichen längst nicht aus, um der zehrenden Unterernährung Einhalt zu gebieten. Und Eßwaren, hintenherum beschafft, verschlingen Unsummen.

Aber ich will nicht Handlanger des Weltkrieges werren. Ich sträube mich dagegen, Geschosse herzustellen. Also suche ich mir eine andere Arbeit und habe auch Glück. In der Ziegelei finde ich eine ebenso gut bezahlte Beschäftigung. Durch meine Weigerung, an der Fortdauer des Menschenmordens mitzuwirken, habe ich mir das Vertrauen des siebenundachtzigjährigen Neubert-Großvater erworben. Heute ist dieser alte Mann längst tot. Im Dezember 1918 haben wir ihn begraben, nachdem er noch sein Hoffen und Wünschen erfüllt sah.

Am 18. März nahm mich Neubert-Großvater mit in sein kleines Dachkämmerchen. Schweigend, geheimnisvoll zog er mich über die Treppen. Oben angelangt, sah er mich fest an. Dann fragte er mich: „Weißt du, was für ein Tag heute ist?"

Nun, ich wußte nicht mehr, als was im Kalender stand.

„Heute," so fuhr der Alte fort, „ist die siebzigste Wiederkehr der Barrikadenkämpfe in Berlin. Heute vor 70 Jahren, am 18. März 1848, fiel mein Vater, von unzähligen Geschossen königstreuer Truppen durchbohrt. Er kämpfte für unsere gerechte Sache. Ich war damals 17 Jahre alt und bei einem Stellmacher in der Mark in der Lehre. Erst später erfuhr ich von den Berliner Vorgängen. Meinen Vater habe ich nicht wieder gesehen. Nur etwas bewahre ich von ihm."

Bei diesen Worten zog der Alte aus einem Kommodenfach eine geschnitzte Zigarrenkiste und entnahm einer mehrfachen Umhüllung ein zerrissenes, verblichenes Stück roten Stoffes, nicht größer als ein Taschentuch. „Das ist mein Erbe," sagte er, „ein Eckchen der Fahne, der mein Vater in den Tod folgte."

Minutenlang versank er bei der Betrachtung in Erinnerung jener blutigen Tage. Dann erzählte er mir von der Begeisterung, mit der die Protetarier damals in den Kampf zogen, von den flammenden Aufrufen der Revolutionsdichter, von der Entschlossenheit der Frauen und Gefangenen, alles über sie Verhängte geduldig zu ertragen. Er schloß mit den Worten: „Dieser Krieg wird die Früchte jener Märztage reifen lassen. Der stille und offene Kampf, den wir in 70 langen Jahren geführt haben, wird bald zu Ende sein. Der Sieg ist unser. Ausweisung und Gefängnis haben nicht vermocht, die Hoffnung und den Glauben an den kommenden Tag der Befreiung aller Proletarier zu vernichten. Die Stunde der Entscheidung ist nahe."

Noch nie hatte ich Neubert-Großvater so feurig, so pausenlos reden hören. Ein Funke seiner Leidenschaft sprang auf mich über. Jetzt verstand ich mit neinm Male vieles, was ich bisher erlauscht und in jugendlichem Unverstand belächelt hatte. Und als am 14. November die Wellen der Revolution auch unseren Ort erreichten, fühlte ich, daß ein Leben voll Kampf, wie das des Neubert-Großvater, wert ist, gelebt zu werden. Sein Erbe, das zerschlissene Stückchen Fahnentuch, ist mirlieb und teuer geworden.

Den 18. März 1918 will ich als Geburtstag und den hoffnungsfreudigen Neubert- Großvater als Vorbild meiner sozialistischen Lebensarbeit und als den Erwecker der größten Menschheitsidee in mir feiern. Der Geist der Barrikadenkämpfer soll auch in mir niemals ersterben.

Die Klosterkirche von Steinhausen,
in Barockstil von Dominicus Zimmermann 1727—1733 erbaut.

Sprachhumor um Tier und Mensch

Es gab einmal eine Zeit, in der Mensch und Tier noch inmitten der Natur als Freunde lebten, bis das unerbittliche Fortschreiten der Zivilisation ihr Verbundensein immer mehr löste. Was für eine Rolle spielte noch vor Jahrzehnten z. B. das Pferd! Eisenbahn, Kraftwagen, Motopflug ersetzen heute mehr und mehr seinen Dienst. So weit aber diese Entfremdung zwischen Tier und Mensch vorgeschritten ist — die Erinnerung an jenes Zusammenleben hat sich doch erhalten: unsere Sprache hat sie treu bewahrt. Und gerade in den Beziehungen von Tier und Mensch spiegelt sie einen Wesenszug des Deutschen, den Humor, mit dem er an allem in der Welt in seiner Weise Anteil nimmt, in einer Menge von Bildern und Wendungen wider.

Beginnen wir gleich mit dem Pferde! Auch heute, im Zeitalter des Autos, sind uns „hochtrabende" Ausdrücke oder eine „Pferdekur" ganz geläufig; geht es uns zu wohl, dann „sticht uns der Hafer", und müssen wir einmal laufen, statt fahren zu können, so „reiten wir auf Schusters Rappen". Scheuen wir vor einer unerwarteten Schwierigkeit zurück, so „stehen wir wie die Ochsen am Berge" (da sie den Wagen nicht hinaufziehen können) oder „wie die Kuh vor dem neuen Tor", und machen wir eine Sache verkehrt, so haben wir „die Kuh am Schwanze angefaßt".

Vor allem lebt im Bestand unserer Schimpfwörter so manche Beziehung zur Tierwelt fort. Da der Volksglaube dem Raben allerlei Böses nachsagte, entstand der „Rabenvater", von den mit Pech oder Leim bestrichenen Ruten der Vogelfänger kam der „Pechvogel", der sich eben „leimen" läßt, von den mit einer gelben Haut umsäumten Schnäbeln junger Vögel der „Gelbschnabel"; der Schmutzige ist ein „Ferkel" oder „Dreckfink", der Schweigsame ein „Stockfisch", das faule Mädchen eine „Drohne", das einfältige eine „dumme Gans". —

Schlauheit wird dagegen vom Volke besonders hochgeschätzt und mit allerlei Wendungen und Bildern ausgeschmückt. Der Schlaue ist „mit allen Hunden gehetzt", „schlau wie ein Fuchs", ja selbst ein „Windhund"; er wird nie „die Katze im Sack kaufen" und läßt sich „keinen Bären aufbinden".

Wer andere in Aufregung hält, „setzt ihnen einen Floh ins Ohr", „ist der Hecht im Karpfenteiche" und „macht sich mausig", eine Wendung, die nichts mit der Maus zu tun hat, sondern von der Mauser der Vögel stammt, die nach dieser bekanntlich viel munterer sind. Der begünstigte Liebhaber ist der „Hahn im Korbe", der Hinterlistige der „Wolf im Schafspelz". Um Mitleid zu erwecken, vergießt er vielleicht auch einmal heuchlerisch Tränen, nämlich „Krokodilstränen": eine wahrscheinlich von Kreuzfahrern nach dem Abendlande gebrachte Sage erzählt, daß das Krokodil die Stimme eines weinenden Kindes nachahme, um sein Opfer herbeizulocken. Auf ähnliche fabulöse Vorstellungen, und zwar auf das Kräuterbuch Adam Lonicers (1550) geht unsere „Zeitungsente" zurück. Er berichtet, daß in Schottland am Meere Bäume wüchsen, aus deren Früchten, so bald diese ins Wasser fielen, Enten ausschlüpfen. — Angst und Feigheit verachtete der Deutsche von jeher. Der „Hasenfuß", der „Angsthase", der das „Hasenpanier ergreift", „sich ins Bockshorn jagen läßt" (er läßt sich so klein kriegen, daß er sich in ein Bockshorn bis nach dem spitzen Ende zu verkriecht) und schließlich „das Fell über die Ohren ziehen läßt" — alle diese Wendungen sind uns heute noch ganz geläufig. So hat Gewohnheit, Eigenschaft, Körperform der verschiedensten Tiere zu mehr oder minder humoristischen Ausdrücken gegeben: eine bestimmte Art von Säge nennen wir „Fuchsschwanz", vor Schaltern oder Geschäften stehen wir oft „Schlange", der Betrunkene „hat einen Affen", der Mürrische ist „bärbeißig", der Zornige „krebsrot", an unabänderlichen Dingen „beißt keine Maus einen Faden ab" und als unwegsame Gegenden bezeichnen wir solche, „wo sich die Füchse Gutenacht sage".

Den vielseitigsten Ausdruck aber findet die gemütvolle Art des Deutschen in den zahlreichen humoristischen Vergleichswendungen. Was er hier dem Tiere abgesehen oder abgelauscht hat, gehört teilweise schon seit ältesten Zeiten zum alltäglichen Sprachgut; wir schimpfen noch heute „wie ein Rohrspatz" und freuen uns „wie ein Schneekönig" (d. h. Zaunkönig, der auch bei strenger Kälte nicht nach dem Süden wandert), wir sind „munter wie ein Maikätzchen" oder „wie ein Fisch im Wasser", liegen da wie ein geprellter Frosch", „stehen da wie ein begossener Pudel" und „sind still wie ein Ohrwürmchen", wir „gehen drum herum wie die Katze um den heißen Brei", wir „frieren wie ein junger Hund", „haben Augen wie ein Luchs", sind „arm wie eine Kirchenmaus", „geputzt wie ein Pfingstochse" und „stapfen umher wie der Storch im Salat"! Dr. K. Weitzel.

Das Liebesopfer

Von David Luschnat.

Erika war ungk'klich. Sie wußte selbst nicht warum.

Draußen regnete es, der Himmel war so grau. Spielen konnte man nicht. Die Lehrerin in der Schule hatte sie die ganze Stunde über mit Verachtung gestraft, weil sie alles falsch gerechnet hatte. Das Mittagessen hatte gar nicht geschmeckt und ihre Puppe Helga sah alt und mitgenommen aus, und dann wollte der Otto vom Portier gar nicht mehr mit ihr spielen, was hatte der bloß? Ein bißchen gewöhnlich war er ja manchmal; aber er war doch ein schöner Junge, und so stark. Warum wollte er nicht mehr mit ihr spielen?

Es war überhaupt sehr fein, unglücklich zu sein. In den Roman, den sie neulich gelesen hatte, waren alle edlen und wirklich bedeutenden Menschen unglücklich. Sie sollte ja eigentlich noch keine Romane lesen; aber sie tat es doch, nun gerade.

Wenn man unglücklich war, dann ging einen die ganze Welt überhaupt nichts mehr an. Dann war einem alles ganz gleichgültig. Man lächelte nur müde und blickte in die Ferne. Alle ließen einen zufrieden, weil man eben unglücklich war. Ja, Erika war sehr unglücklich.

Der Regen hatte aufgehört. Sie ging in den Hof hinunter, mit ganz kleinen müden Schritten. Otto stand am Müllkasten und präparierte eine Konservenbüchse für irgend einen geheimnisvollen Zweck. Erika schwebte an ihm vorüber, ganz dicht, ohne ihn anzusehen. Otto rief ihr nach: „He, Sie da, haste schon Mittag jejessen?" Erika schwebte wortlos weiter. Otto lief ihr nach: „Wat haste denn?" fragte er. „Haste Jrippe?" „Ich bin so unglücklich," sagte Erika mit leiser Stimme.

„Dir haben se woll det Jehirn geklaut? Bei det scheene Wetter willste Theater machen? Mit mir? Mensch! Det kannste zu Hause — oder wenn de nach Schule jehst."

Erika überlief es kalt. Sie konnte kein Wort hervorbringen. Mit leicht gesenktem Kopf schritt sie an ihm vorüber und verschwand in der Durchgangstür, die nach der Straße führte.

„Brich dir man keene Verzierung ab," rief Otto ihr nach.

Sie stand auf der Straße. Daß Menschen sich so mißverstehen konnten. Hatte Otto denn gar kein Gefühl? Nein, sie würde ihn wohl doch nicht heiraten. Das war nichts für sie. Sie konnte wirklich noch ganz andere haben. Sie ging einmal um das Häuserviereck, um Otto zu beweisen, daß sie nicht seinetwegen heruntergekommen war, sondern eine Besorgung zu machen hatte.

Als sie wieder den Hof betrat, fand sie Otto von drei anderen Jungen umringt, die seine Konservenbüchse begutachteten. Otto lachte. „Kiek mal, die verrückte Zieje. Da kommt se wieder angestiebelt. Weeste, wat die is? Unglücklich is se."

Die Jungen starrten sie an und lachten.

Langsam schritt Erika an ihnen vorüber. Auf der Treppe aber kamen die Tränen. Das war wirklich furchtbar, das war entsetzlich.

Als sie sich ausgeweint hatte, betrat sie die Wohnung. Jetzt war alles aus. Nie mehr konnte sie sich unter Menschen sehen lassen. Aber das war ja nicht das schlimmste. Was kümmerte sie die Verachtung der Menschen. Die konnte man ertragen, wenn man stolz war. Aber daß Otto ihr so weh tun konnte, daß er sie vor seinen Freunden verhöhnte, darüber würde sie niemals hinwegkommen. Was sollte sie nur tun? Er würde sicher überhaupt nicht mehr mit ihr verkehren wollen. Er verachtete sie ja aus tiefster Seele. Was sollte, sie nur tun, um ihm begreiflich zu machen. Aus dem Spiegel starrte ihr ein verheultes Gesicht entgegen. Auf der Erde lag ihre Puppe Helga, sie sah auch ganz verweint aus, gerade als empfände sie ihren Schmerz und hätte Mitleid mit ihr. Sie hob ihre Kleine auf und drückte sie ans Herz. Sie wiegte sie in den Armen und küßte sie.

Wenn sie doch nur einen Grund wüßte, wenn sie Otto begreiflich machen könnte, warum sie unglücklich war. Dann würde er sie nicht mehr verachten. Er würde sie verstehen und alles wäre gut.

Plötzlich durchfuhr sie ein Gedanke. Ja, so ging es. Es mußte eben sein. Sie packte Holga bei den Beinen und schleuderte den Kopf gegen die Tischkante, daß er in Stücke zersprang. Sie holte Packpapier, sammelte die Scherben auf und tat den kopflosen Leichnam dazu. Dann ging sie auf den Hof hinunter.

Otto bemerkte sie nicht. Er mußte den drei Jungen seine neue Erfindung erklären. Erika stellte sich mit ihrem Paket neben ihn. Bei einer heftigen Bewegung stieß er sie mit dem Ellenbogen. Er sah nach ihr hin. „Da biste ja wieder, du dowe Nuß. Wat haste denn nu schon wieder?"

„Ich wollte dir nur sagen..." Sie drängte die Tränen zurück. „Ich wollte dir nur sagen, weshalb ich unglücklich bin. Meine Puppe ist nämlich gestorben."

„Ha, Mensch, det is ja jroßartig. Da können wir det Luder jleich begraben. Ick bin der Paster, ick halte die Leichenrede."

Erika lächelte unter Tränen. Glücklich war sie, so glücklich. Unbeschreiblich glücklich.

„Es wird doch nichts Schlimmes sein"

Eine Erzählung von J. Haschek.

Katechet Novak saß am Schreibtisch und bereitete sich für seine Sonntagspredigt vor. Er wich ängstlich jedem: aber, oder, inwiefern und weil aus, die seine Schülerinnen mit Vorliebe an den Fingern abzählten. Da schrillte die Flurglocke.

Nowak legte die Feder hin und ging brummend öffnen. Hinter der Tür stand Manja. „Gelobt sei Jesus Christus," grüßte sie.

„In Ewigkeit Amen," dankte Nowak. „Was führt Sie zu mir?"

Manja trat ein und blieb im Vorzimmer verlegen stehen.

„Kommen Sie weiter," forderte Novak das Mädchen auf und öffnete die Tür, die ins Zimmer führte.

Manja machte einige schüchterne Schritte. Verlegen stand sie da, knüllte einen Schürzenzipfel und schwieg. Auch Novak schwieg. Er schaute das Mädchen freundlich an, wartete, daß sie ihr Kommen erkläre. Sie war eine fleißige Schülerin, die beste in der Klasse. Sie war vom Land und wohnte hier bei einer Tante, um die Fortbildungsschule zu besuchen.

„Nun also," sprach nach geraumer Weile der Katechet. „Sie sind doch nicht gekommen, um mich zu besuchen. Was haben Sie auf dem Herzen? Heraus damit."

„Ich fürcht mich, es zu sagen."

„Es wird doch nichts Schlimmes sein?"

Manja wurde blutrot. „Hochwürden, ich hab' einen Vetter."

„Nun, und was weiter?" fragte Novak überrascht.

„Werden Sie es niemandem sagen, Hochwürden?"

„Ist es eine Beichte?"

Manja glühte wie eine Mohnblüte und nickte eifrig mit dem Kopf. Novak bemerkte, daß dieser Kopf sehr anmutig und hübsch war. Obwohl er schon gewöhnt war, Beichten zu hören, so war er dennoch infolge des ungewohnten Ortes und Umstandes seltsam erregt. Er mühte sich, gleichgültiger als nötig zu antworten: „Ich werde natürlich das Beichtgeheimnis bewahren, Sie stärken und Ihnen Trost spenden."

„Dank Ihnen, hochwürdiger Herr, deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Mein Vetter studiert Medizin." Manja nahm allen Mut zusammen. „Er hat mich lieb."

„Gut, mein Kind, weiter."

„Heut' hat man die Tante ins Krankenhaus gebracht, sie wird operiert, und ich bin mit dem Vetter allein zu Hause."

„Nun, und — — ? ?"

„Ich fürcht' mich, Hochwürden." Manja bedeckte die Augen.

„Wovor fürchten Sie sich?" Ehrliches Erstaunen lag in der Frage.

Manja brannte wie Feuer und seufzte: „Ich fürcht' mich weil wir allein sein werden."

Jetzt begriff der Katechet Novak. „Geh'n Sie zu Verwandten und übernachten Sie dort."

„Ich hab' hier keine anderen Verwandten."

„So ersuchen Sie den Vetter, daß er im Hotel schlafe."

„Wir haben kein Geld im Haus."

Der Katechet Novak ging im Zimmer einige Male auf und ab: „Natürlich können Sie mit dem jungen Mann nicht allein in der Wohnung bleiben, übernachten Sie bei Ihrer Freundin."

„Die Martha ist bös auf mich."

„So geh'n Sie zur Nachbarin."

„Da würde man im ganzen Haus darüber sprechen. Hochwürdiger Herr, raten Sie mir, ich fürcht' mich."

Der Katechet Novak ging einigemal im Zimmer auf und ab. Endlich sagte er: „Ich hab' außer dem Bett ein Sofa im Zimmer. Bitten Sie den Vetter, er möge bei mir übernachten."

Manjas Miene erhellte sich und sie flüsterte: „Bitte, schreiben Sie es ihm."

Novak nahm seine Visitenkarte, schrieb hastig etwas darauf und gab die Karte dem Mädchen.

„Dank' Ihnen, Hochwürden. Sind Sie mir böse?"

„Mich freut Ihr Vertrauen, Kind, aber jetzt sagen Sie mir: haben Sie den Vetter auch lieb?"

„Ja, aber nicht so," flüsterte Manja, „gelobt sei Jesus Christus," flüsterte sie, und schon war sie draußen.

„In Ewigkeit Amen," sagte der Katechet, aber da fiel ihm ein, daß das Haustor um neun Uhr gesperrt wurde und der Student vielleicht kein Geld für den Hausbesorger haben könnte. „Warten Sie, ich will Ihnen für alle Fälle den Hausschlüssel mitgeben," rief er Manja nach.

Das Mädchen war jedoch so weit, daß es von dem Ruf nichts mehr hörte. Nur die Hausbesorgerin fing ihn auf, die unten auf der Lauer gestanden war.

Der Katechet Novak kehrte zu seiner Arbeit zurück. Sie ging ihm aber gar nicht mehr von der Hand. Er mußte an Manja denken, an ihren verlegenen Blick, an den hübschen Hals, an die volle Gestalt. Er legte den Federstiel hin und schlug ein Buch auf: „Aber der hochwürdige Mann, der der Versuchung widersteht", las er, den Gedanken an das frische, rotglühende Gesicht wurde er nicht los.

Um halb neun Uhr wurde leise an die Tür geklopft. Novak öffnete: „Sie sind's Manja?" Novak fühlte, daß seine Ueberraschung ihm keineswegs unangenehm war.

Vertrauensvoll stand das Mädchen im Zimmer. „Hochwürdiger Herr ich habe mich geschämt, dem Vetter zu sagen, daß er zu Ihnen gehe. Bitte, lassen Sie mich hier übernachten."

Das Herz des Katecheten klopfte so stürmisch, daß er erschrak. „Das geht nicht, Manja."

„Warum nicht?" fragte das Mädchen, und schaute ihm vertrauensvoll in die Augen. „Sie sind doch ein geistlicher Herr."

„Hören Sie, glauben Sie, daß es sich schickt, wenn ein junges Mädchen bei einem fremden Mann übernachtet?"

„Nein, aber Sie sind doch ein hochwürdiger Herr," sagte Manja, rot wie eine Pfingstrose.

Novak flüsterte ein schnelles Gebet zum heiligen Aloisius, dann sprach er laut: „Es tut mir sehr leid, aber hier lassen kann ich Sie nicht. Ich werde Sie zu meiner Schwester führen." Und schnell schlüpfte er in seinen Winterrock, damit ihn die Versuchung nicht doch noch überrumpele.

Leise gingen sie die Treppe hinab. Auf der dunklen Stiege kämpfte Novak den letzten, kurzen, aber schweren Kampf, aber er war ein Mann, der der Versuchung widerstand. Er führte Manja zu seiner Schwester und betete, die Stunden, die er wach in seinem Bette lag, immer wieder: „Der heutige Kampf möge mich reinigen, für kommende Versuchungen stärken."

Martin, Manjas Vetter, wartete lange auf seine Kusine. Es schlug neun Uhr, das Haustor fiel schwer ins Schloß, auf den Stiegen verlosch das Licht. Manja war nicht nach Hause gekommen. Martin klappte das Buch zu und ging unruhig durch das Zimmer in die Küche. Da erblickte er ein kleines Blatt Papier auf dem Boden, hob es auf und las: „Wenzel Novak, Katechet. Kommen Sie heute abend zu mir. Ich lade Sie herzlich ein und freue mich auf Sie. Ich werde Ihnen ein gutes Bett bereiten."

*

Der Katechet Novak wurde beschuldigt und überwiesen, die Schülerin Manja Jakob zu sich gelockt zu haben. Die Musterschülerin wurde ausgewiesen, und Novak verlor seine Existenz. Die Zeugenaussage seiner Schwester vermochte nichts gegen Novaks Visitenkarte, und nichts gegen die Zeugenschaft der Hausmeisterin.

Novak verließ die Schule, beschämt wie ein wirklicher Schuldiger. Aber mehr als die Demütigung, die er erdulden mußte, brannte ihn die Beschuldigung, die man dem Mädchen ins Gesicht schleuderte. In dieses hübsche, offene Gesicht, das er in Gedanken erröten sah und im Traum küßte.

Nach zwei Monaten hatte er seine Anstellung in einer Bank, und nach zwei weiteren Monaten war Manja seine Frau.

*

„Gelobt sei Jesus Christ," pflegte Frau Novak zu sagen, wenn ihr Gatte aus der Bank heimkehrte.

„In Ewigkeit, Amen, Manja," erwiderte Herr Novak, und beide meinten es ehrlich..

Maria

Von J. Arennes.

Ich saß in Marias kleinen Wirtschaft an einem der venezianischen Kanäle, wo das Wasser wie dickflüssiges Oel steht.

Es war Abend und langsam trieb eine Gondel vorbei.

„War das Giovanni?" — „Ja — gewiß!"

Maria gestikulierte lebhaft.

„Ach —" sagte ich lächelnd, „liebten Sie nicht Giovanni?"

Sie schüttelte eifrig den grauen Kopf.

„Nein Herr, er liebte mich."

Und dann erzählte sie:

„Giovanni war hübsch. Alle Mädchen waren in ihn verliebt. Vielleicht war das der Grund, weswegen ich es nicht war. Und vielleicht wollte er wiederum gerade deshalb auf mich Eindruck machen. Ich verhielt mich kühl und abweisend. Schließlich wollte er mich entführen. Aber ich war damals stark und warf ihn mit meinen eigenen Händen aus dem Zimmer heraus. Er wurde darauf so rasend, daß er Hals über Kopf ins Wasser sprang, um sich zu ertränken. Aber am Lagunenstrand saß natürlich ein Engländer, der in seinem Bädecker las und Giovanni wieherausfischte. Es war im Winter. Das Wasser war kalt, und Giovanni wurde sterbenskrank. Weil er niemanden hatte, pflegte ich ihn. Das war das wenigste, was ich für ihn tun konnte. Während ich dasaß und an seinem Krankenlager Wache hielt, schwor er andauernd, daß er sich rächen wolle. Er würde mich töten, sobald er wieder bei Kräften wäre. So verrückt sind also die Männer, wenn sie nicht ihren Willen bekommen. Dann werden sie rasend. Ich kenne einen Neapolitaner, der einen Mann niederstach, weil er nicht mit ihm Karten spielen wollte. Ich wußte, daß Giovanni Wort halten würde, und als ich merkte, daß er seiner Besserung entgegenging, floh ich heimlich nach Florenz, wo ich in einem kleinen Restaurant Dienstmädchen wurde. Ich hatte niemanden meine Adresse hinterlassen, und dennoch fühlte ich mich nie sicher. Ich kannte Giovanni. Jedesmal, wenn die Tür aufging, erzitterte ich. Ich blieb zwei Jahre in Florenz, wo ich mich sehr langweilte. Immer wenn ich den kleinen Arno betrachtete, dachte ich an meine herrliche Lagune — und — weinte vor Sehnsucht. Schließlich konnte ich es nicht länger ertragen und reiste nach Hause. Mochte geschehen, was unvermeidlich war. Ich stürzte ins Haus meiner Mutter, als wenn mir ein Regiment Mörder auf den Hacken folgte. „Bist Du's rief meine Mutter und faltete die Hände. Ich glaube, daß sie das aus Angst tat.

„Wo ist Giovanni?" fragte ich.

„Er? Er ist seit über einem Jahr verheiratet und hat gerade einen Sohn bekommen!"

Ich glaubte kein Wort und meinte, daß meine Mutter mich nur beruhigen wollte. Aber ich wollte jetzt Gewißheit haben. Ich nahm mein Tuch und ging resolut in sein Haus.

Er saß am Tisch mit Frau und Kind. Als ich eintrat, stand er auf. Sein Gesicht war kreideweiß. Dann sagte ich zu ihm: „Giovanni — Du bist ein Lump! Du hast mich angefleht, und Du hast mir gedroht, und ich habe Dir geglaubt . . . Und — nun — sitzt Du hier . . ." Ich war rasend. Kaum wußte ich was ich tat. Ich nahm irgendein Gerät vom Tisch und stach ihm damit in die Schulter. Na — er überstand auch diesen Zwischenfall, seine Frau bekam acht Kinder, er wurde Witwer und wir schlossen wieder Freundschaft. Er kommt oft hierher, um zu essen. Manchmal muß ich darüber nachdenken, wie merkwürdig es war, daß ich ihn beinahe ermordet hätte, obzwar ich ihn gar nicht liebte. Aber ich hatte mich nun mal zwei lange Jahre für nichts und wieder nichts gelangweilt . . ."



„Pflügende Ochsen",
ein neues Gemälde von Professor Hugo Vogel-Berlin.

Bruchstück aus einem Roman

Von Max Barthel.

Die weißen Leuchtraketen segelten durch die Nacht. Sie zeigten für einige Lichtsekunden das Schlachtfeld: die Kraterlandschaft eines erstarrten und gestorbenen Mondes. In den steilen Gräben, die nach der zertrichterten Höhe führten, standen die Posten, junge Soldaten aus dem Elsaß und aus Posen, verwegene Teufel und Draufgänger. Hinter den Linien lagen die vielen Waldlager, und aus so einem Waldlager waren einige Soldaten zum Arbeitsdienst nach vorn abkommandiert worden. Das Lager bedeutete Ruhe, aber die Ruhe war ewige Arbeit und schlimmer als die Front.

Munck, Oechle, Halsband und Gärtner bauten vorn im Niemandsland neue Drahtgitter und stellten spanische Reiter auf. Kettenschmidt und Eberle schleppten Eisenbahnschwellen. Kein Wort wurde gesprochen, wenn die Raketen unter den weißen, seidenen Fallschirmen segelten, lagen die vier Leute vorn im Granattrichter, sie erhoben sich erst wieder, wenn das grelle Licht erlosch, wenn die Nacht dunkel hereinstürzte. Manchmal warf ein Posten eine Handgranate. Das hitzige Feuer spritzte, das Echo rollte vielfach durch die Schluchten, Tacktacktack... klapperten die Maschinengewehre. Die Front erwachte. Von ganz hinten aus den noch unversehrten Wäldern kamen schwere Granaten an und knallten auf die nackten Felsen. Dann kam wieder die große Stille.

Ueber zwei Stunden lagen die Soldaten vor den Linien, im Feuer und in der Stille, zwischen dem Leben und dem Tod; dann krochen sie leise zurück. Der Regen setzte ein, der verfluchte Regen, der schon zwei Wochen fiel und fiel. Die Argonnen ersoffen im Schlamm.

Im fahlen Licht des dämmernden Morgens — aus den Unterständen stieg der dünne Rauch — marschierten die Soldaten in den Nordgrund. Sie waren hundemüde und verdreckt; sie zitterten vor Kälte. Und im Nordgrund mußten sie noch zwei Stunden an dem neuen Stollen bauen. Der neue Stollen fraß sich durch den Riegel eines schmalen Hügels. Auf dem Hügel lagen alte, französische Gräben. Wenn der Nebel wabberte, kroch ab und zu ein Lanzer auf die verdorrte Kuppe. In den verwahrlosten Unterständen fand man ab und zu noch einen Toten. Tornister lagen verstreut herum, Schnürschuhe, Wickelgamaschen und Riemen. Und wenn der Nebel versackte, kam der Lanzer von den toten Franzosen und den Schnürschuhen zurück und prahlte mit seiner Beute.

Halsband fluchte leise.

„So eine Sauerei. Da gehört hingeschlagen. Mit Eisenbahnschienen! Bei dem Fraß soll der Mensch noch arbeiten können. Und dabei sagen die Brüder noch, wir lägen in Ruhe. Eine feine Ruhe ist das, Kettenschmidt! Meine Fresse, mit mir kennen sie dies ja machen. Ich habe bloß einen Vater. Wenn man doch endlich seinen Heimatschuß verpaßte. Und Urlaub gibt es auch nicht."

„In drei Wochen ist Weihnachten", antwortete Kettenschmidt und hieb seine Spitzhacke in die Steine. „Du redest gut für dein Alter, Halsband. Urlaub gibt es erst im Frühjahr."

„Wielange soll denn noch der Krieg dauern?" wollte Oechsle wissen.

„Das kann ich dir auch nicht sagen, aber ich habe gestern bei den Elsässern im Graben eine Inschrift gelesen: „Mensch, wo willst du die Ewigkeit zubringen?" fragte ein Mann, der keine andere Sorgen hatte. „Und einer schrieb darunter: „Im Schützengraben, du Kaffer. „Urlaub, Urlaub, du willst Urlaub, Halsband?" höhnte Kettenschmidt, „wir sind ja erst acht Monate im Feld. In der Schule haben wir gelernt, daß es einmal einen dreißigjährigen Krieg gegeben hat. Meine Herren, da rückte ein grüner Rekrut aus, war bartlos und hatte nach dreißig Jahren einen Vollbart wie ein Fußsack. War Vater und Großvater, wenn er's erlebte... Schreibt dir dein Fräulein immer noch aus München?"

„Natürlich, und sie will ein Bild von mir haben, Therese heißt sie und wohnt in Schwabing. Wenn ich Urlaub habe, fahre ich nach München."

Immer noch goß der Regen, aber die Ablösung kam und die Kolonne rückte in das Waldlager ab. Das Lager lag am Hang eines zerschossenen Hügels, in dem sie die Unterstände eingebaut hatten. Im Tale führte ein Knüppeldamm nach vorn und jenseits des Dammes trauerten die Friedhöfe. Eines Tages hatte der Franzmann doch den Bogen heraus und funkte mit kleinen Feldgeschützen nach den Unterständen. Da war es mit der Ruhe vorbei. Der Hauptmann Kirschle von der zwölften Kompagnie hatte sich einen Unterstand bauen lassen, der mit Eisenbahnschienen gedeckt war, aber als die ersten Brocken ins Lager hagelten, drückte sich Kirschle und meldete sich krank. Das machte unter den Soldaten böses Blut; um das böse Blut zu beruhigen, wurden sie in den Arbeitsdienst geschickt.

Die Tage gingen langsam und schwer ihren Trott. Die neunte Kompagnie schleppte Minen nach der vordersten Linie. Sie liefen, die schweren Geschosse auf den Schultren, vom Munitionslager das verschlammte Tal nach vorn. Sie liefen auf dem Knüppeldamm und waren noch sicher, aber je weiter sie sich dem Nordgrund näherten, umso mehr drohten die blitzschnellen Feuerüberfälle. Kurz vor den Minenwerfern schoß ihnen ein französisches Geschütz gerade ins Gesicht. Das Geschütz wurde „Lulu" genannt, weil die Musik der heranwummernden Granaten aus zwei sich senkenden und wieder erhebenden UUS bestand.

Lulu war unberechenbar. Drei Tage konnte das Aas schweigen, dann schoß und heulte es nur in der Morgenstunde, dann paukte es alle fünf Minuten und an einem anderen Tag ohne Pause hysterisch in wütenden Schlägen. Wenn die Soldaten aus der geschützten Schlucht auf die Strecke kamen, die von Lulu beherrscht wurde, rasten sie mit den zentnerschweren Minen auf dem Buckel ihren Weg, und wenn Lulu musizierte, war der Weg ein Marterweg. Schon viele Soldaten waren auf dieser Strecke gefallen. Lulu blieb auch für die deutschen Langrohrgeschütze unauffindbar. Es gab wohl einen Umweg, aber der führte durch die vordere Linie, der Minentransport war Akkordarbeit, der Umweg über die Berge hätte die Soldaten vier Stunden länger an die Arbeit gefesselt.

Und so liefen sie den kurzen und gefährlichen Weg, Lulu fürchtend, Lulu verachtend; einmal mußten sie doch sterben. So oder so: vielleicht war Lulu gnädig und verpaßte einen Heimatschuß. Lulu war gnädig: der Unteroffizier Grahl bekam seinen Heimatschuß. Lulu war nicht gnädig: sie verpaßte dem Gefreiten Hartwig einen Schuß, der für die große Reise ins Nichts reichte.

An dem Tag, als Grahl seinen Heimatschuß bekam, schleppten die jungen Soldaten ihre Zentnerminen. Die blutige Strecke, die Lulu beherschte, wurde herzklopfend durchlaufen. Dann kam der Nordgrund. Der Nordgrund war ein Mordgrund geworden. Der Franzmann hatte den Werferstand zusammengepaukt. Siebenundachtzig Minen waren dabei in die Luft geflogen und hatten drei Minenwerfersoldaten zerstückelt.

Die Front an der „Toten Tochter" schob sich wie ein Keil vor und konnte von drei Seiten beschossen werden. An diesem Tag war der Franzose ganz verrückt. Der in die Luft gesprengte Minenwerferunterstand hatte ihm Mut gemacht. Zuerst feuerte er schwere Brocken in den Soldatenfriedhof, der sich hinter den Werfern am verdorrten Hang aufbaute. Es war ein alter Franzosenfriedhof, in dem sich ein Artilleriebeobachter festgesetzt hatte. Eine halbe Stunde lang auf dem Hang das Trommelfeuer. Und als diese Geschichte vorbei war, kamen die Minen angeschaukelt.

Die Soldaten mit den Geschossen hatten sich in den sicheren Stollen geflüchtet und verfluchten jetzt nicht mehr die Nachtarbeit. Sie warteten das Ende des Feuers ab, das mit seinem Donner wie Weltuntergang dröhnte. Der Qualm der Beschießung wolkte in dunklen Schwaden durch das Tal. Munck und Oechsle beobachteten vom Stolleneingang aus das Feuer. Diesem Eingang gegenüber lag ein Sanitätsunterstand, der mit einigen Sanitätern und einem jungen Feldarzt besetzt war. Der Doktor saß in der vordersten Linie bei den Offizieren.

Minenfeuer ist schrecklicher als Granatfeuer. Den Minen ist der Soldat vollkommen ausgeliefert. Er hört ihren Abschuß, das trockene Husten hinter den Bergen, er sieht auch die Flugbahn der Minen, das ruckweise Steigen, das auf der Flughöhe umkippende Geschoß und den steilen Fall. Er sieht also den Tod heransteigen und herabstürzen und kann nicht fliehen, wenn Mine neben Mine herüberschaukelt. Er kann nichts tun, als sich in den Schmutz und Schlamm verbeißen; er kann nur mitten im Feuer, Luftdruck und Eisensplitterfall auf der Erde liegend erwarten, warten, warten, bis das Unheil endet.

„Meine Fresse!" brüllte Halsband durch das dumpfe Tosen, „hat der General da drüben Geburtstag, das er wie verrückt schießen läßt? Mensch, Mensch, da kommt ein Jäger!"

Ja, ein junger Jäger raste durch den Minenschlag den Nordgrund entlang; er warf sich nieder, sprang wieder auf, lief und lief, lag an der Erde, raffte sich noch einmal auf und hatte den rettenden Stollen beinahe erreicht, als eine Mine sich ganz dicht hinter die fliehenden Füße setzte, den Mann durch die Luft schleuderte und vor den Stollen warf. Da lag er wie ein schwerer Sack und schrie und schrie. Die Franzmänner konnten zufrieden sein: ihre letzte Mine — sie schossen über hundert Stück — holte sich einen deutschen Soldaten.

Munck und Oechsle stürzten aus dem Stollen auf den Verwundeten zu, Halsband raste zum Sanitätsunterstand hinüber und suchte den Doktor. Aber der junge Doktor mußte erst geholt werden. Die Sanitäter kamen, schleppten die Tragbahre, der Verwundete schrie immer wilder. Dann verstummte er plötzlich. Er war bei voller Besinnung. Ein Splitter hatte ihm in Kniehöhe das linke Bein furchtbar verstümmelt. Er mußte sofort operiert werden. Endlich kam der Doktor. Der Jäger bekam eine einschläfernde Spritze, dann wurden ihm die Fleischfetzen gerichtet, und als sich der junge Arzt von der Bahre erhob, sah er wie ein Metzger aus. Das Feuer hatte aufgehört. Durch das nun friedliche Tal, auch Lulu heulte nicht, schleppten die Sanitäter den Schwerverwundeten nach hinten. Der junge Doktor wurde schon nach vier Tagen abgelöst und bekam dann das Eiserne Kreuz.

Der Krieg ging weiter.

Der Regen regnete jeden Tag.

Und Lulu heulte und schrie.



Wie das Eis mit der Brücke tanzt!

Die Landungsbrücke von Aarhus (Dänemark) ist vom Preßeis der Ostsee in die abenteuerlichste Form gequetscht.

Selbstmord des Dichters Protruschkow

Schnee lag über den Aeckern, und ein fester, stahlgeschirrter Wind rasselte durch die Straßen von Petrograd. Im Osten baute sich eine eisige Wand auf; es fror einem das bißchen Wort im Munde.

Protruschkow erwachte mit einem stechenden Schmerz am Hinterkopf; ein fürchterliches Zucken lief den Rücken hinauf und riß die Nervenwurzeln, war dann minutenlang vorüber, dann kam es wieder, um sich noch ungeheurer einzufressen, giftgrün und am ganzen Körper entzündet.

„Mutter Gottes, ich gab meine Sünden hin, die du erbatest, und sechs Wachskerzen dazu für ein billiges Dasein und rieb mir die Knie wund vor deinem Kruzifix. Die Splitter deiner Schwelle schwären in meinem Gebein. Halt die Glocken an, die von der Peter-Paul-Kathedrale heraufdröhnen, sie schmecken wie angesäuerte Milch und stechen wie Fäulnis in die Ohren. Dein Schoß ist schlaff und dein Geschlecht verbraucht von den vielen Gebeten. Wir sind angenagelt in dieser Wüstenei, höllische Architektur zu deinem leblos verfaulten Himmel, der wieder einfällt in dieses Nest aus Dreck und grauem Plunder!"

Es war Dezember, man schrieb Ende des Monats, die Glokken läuteten den Tag ein.

Protruschkow hatte die Nacht durchzecht, um seinen Leib aufzulockern. Das Herz saß faul und einsam in der Brust.

Genosse Wartowski aus Kasan, Genosse Sworykin aus Tschistopol und Genosse Anatolijsch aus Sergatsch, Sowjets nahe aneinanderliegender Gouvernements des großen Rußland, waren beisammen. Sie schwatzten dummes Zeug und hatten Getreide genug für ihre Dörfer. Es ging ihnen verhältnismäßig gut und ihren Landsleuten, die sie nach Petrograd schickten, um um einige erbärmliche Rubel betrogen zu werden. Sie waren rasiert, hatten Schnaps im Bauch und Tabak in der Tasche. Ihre Seelen waren jungfräulich, nüchtern, noch unbefleckt vom Salz des Lebens, obwohl ein jeder seine vierzig, fünfzig Jahre auf den Schultern hatte, und haben wohl kaum jemals Sorgen gehabt und noch keinen Schmerz unter ihren Leinwandhemden. Die Oktobertage gingen ohne besondere Erschütterungen an ihnen vorüber, die neuen Machthaber waren vernünftige Leute, mit denen man sich über weitere Mitarbeit gut verständigen und einigen konnte. So blieb man, was man war: Beamte, und wird es wohl immer bleiben. Die Natur schafft schon Fortsetzungen, im Organischen wie in Uniformen, sie läßt sich nicht durch Revolutionen aus der Ruhe bringen. So kann man wohl Jahrhunderte und Lebensläufe überspringen wollen, um den umgekehrten Weg wieder zurückgehen zu müssen. Aber diese Dienstjahre sind lehrreich und haben sonst keinerlei Bedeutung. Der Mensch, so wie er ist, muß wieder eingeschaltet werden; die Maschine der Natur wie die des Menschen hat zu funktionieren und wird, wenn es nottut, pensioniert.

„Es ist gut," sagte sich Protruschkow, „daß man einmal Menschen im Geruch und unter der Nase hat, die Wiederholungen des eintönigen Lebens sind. Man verdirbt sich den Magen, wenn man sie lange in der Umgebung hat, zumal sie wie Fische sind, naß, schleimig, kalt in den Händen. Ich sagte schon, daß sie mir nicht schmecken, so abgestanden und schwimmschlapp mit verrosteten Kiemen sind sie. Aber man braucht sie manchmal, man sehnt sie herbei; sei es, daß man nach Wochen weltverlorener Abgeschlossenheit wieder einmal den Mund öffnen möchte, um die Schwere und Leichtigkeit seiner eigenen Worte zischend auf der Zunge zu haben und um sie einzulegen in die vielleicht weniger trostlose Welt des körperlichen Gegenüber; sei es aber auch, daß man die, die uns Feinde wurden, einschlucken möchte, weil sie das Elend der Welt noch größer machen wollen und den Rest Seligkeit verkürzen für einen Werft Dreckboden der Ewigkeit. Vielleicht tun sie recht damit, vielleicht liegt ihrer schamlosen Geschäftigkeit ein tieferer Sinn, eine tragische Symbolik des Gebrechens der Zeit zugrunde, daß man Hände in den Taschen, Gewehr bei Fuß, zusehen und das Unternehmen sogar noch begrüßen müßte. Solange wir uns noch in Luft und Liebe blähen, sind wir zufrieden und kriechen durch diesen verfaulten Plunder, gläubig, noch einmal dreiviertel Sonne und den Rest Brot für uns zu haben. — Was ist das Leben? — Fragst du noch? Frage ich? Eingeschlossen in das schmutzigste Hotelzimmer Petrograds; die Welt hört am eigenen Körper auf, was daneben, darunter, darüber ist, zählt nicht und ist nur Staub zwischen den Rädern."

Wieder griff ein stechender Schmerz Protruschkows Hinterkopf wie eine Zange. Das Licht seiner Augen fiel nach innen zurück.

Der Wind riß an den Fensterladen. Es wurde hell auf den Straßen.

„Was ist nur?" stöhnte Protruschkow durch die Zähne. „Der Raum schmerzt an den Gliedmaßen, er hat vier Ecken, vier Wände, das sind vier mal vier, gleich einem sechzehnfachen Schmerz, der die Haut wund reibt. Hat man nicht Gott gedient und Säue gehütet in seiner Jugendzeit? Fraß nicht die Fabrik den letzten Bissen Freiheit aus der Seele? War man nicht ein tapferer Soldat der Revolution, die eiserne Mauer, daran sich die Kugeln der Verdammten die Zähne ausbrachen? Hat man nicht Frauen gehabt und geliebt, sie geschwängert und Kinder verrecken lassen? Alles, was jenseits von gut und böse war, hob uns in die reinere Luft des Vergessens. Wir würfelten oft um den Zadder Leben, ihn zu retten für das Himmelreich. Wir schrieben unsere Namen mit dem Blut der Erhängten, der Erschossenen, der Verfaulten in das Buch des Todes, und es schrieb sich gut damit. Wer darf uns sagen, daß wir böse waren von Jugend auf? Uns ist der Teufel zu Häuptern gesetzt, gut so, gut so, er, der Wildgehörnte, Flammenschweifige ist das Omega in Gottes Alphabet. Alle Buchstaben sind die Grammatik seiner Gebete.

Die Magd soll kommen. Tee. „Einen Liter Rum!"

Das Mädchen sprang die Treppe hinauf und huschte ins Zimmer. Sie war gut gewachsen und stand wie ein Heiligenbild im Licht des erwachenden Tages. Ihr Kleid war aus einfachem Kattun, das die jungen Brüste sehen ließ in spitzer Figur, und sie war, wie es schien, noch unberührt.

Protruschkow erbrach sich.

Was war das Leben? Eine Schaufel Dreck. Eine Leidbaracke. Hinter dem Ausgelöschtsein liegt das andere Leben. Du brauchst nicht zu fragen, ob es schöner ist, es ist das Nichts, das Unbekümmerte, das Leblose, das Nirgendwie. Man ist Fleisch vom anderen Fleisch, Erde wie andere Erde. Aus totem Aas wächst das Wiedererstandene. Die verlorene Revolution zeugt das Siegreiche. Der verdreckte Himmel reinigt den Sorglosen. Dreimal in die Sonne gespien, segeln wir heiter hinüber.

Protruschkow stand wie ein Baum. Dann schoß er. Die Kugel schlug pfeifend durch den Schädel und riß ihn bodenwärts.

Er stand dann nicht mehr wie ein Baum.

Der Himmel salutierte. Ein eiszerbissener Wind riß das Fenster auf und stolperte über den langsam erkaltenden Leib.

Im Osten ging die Sonne hoch; ich frage euch nur: Für wen?

Walther G. Oschilewski.



„Der Patriot“

Ein historischer Film aus dem beliebten Milieu der früheren Zarenzeit. Paul I., Herrscher aller Reußen, dessen Tyrannei, Feigheit und Mißtrauen durch Emil Jannings (links) verkörpert wird, wird durch seinen Premierminister, den „Patrioten“, gestürzt. Ein Film aus Hollywood — aber die Rolle des Zaren, Drehbuch, Bauten und Kostüme waren Deutschen anvertraut.

Die rote Hand

Von Carl Cölln.

Wir trafen nachts in Aberdeen ein, ließen nach einer halben Stunde die Zöllner wieder von Bord und kletterten dann über die Leiter nach dem vom Nebel glitschigen Kai. Eine einsame Laterne stand an der Ecke. Sie brannte so trübselig, daß wir gerade noch die „Doggerbank“ ausmachen konnten, einen Fischdampfer „unserer“ Reederei Die Kapitäne waren Freunde. Wir kletterten hinunter, schnupperten im Logis herum und saßen bald hinter dem Tische, auf dem dicke grüne Genever-Flaschen standen.

Die Kapitäne nackten vom Fang auf der Stolpenbank, die jungen Steuerleute von der Mary in Hull, und dabei wurden gemischte Schnäpse aus ganz respektablen Gläsern getrunken.

Ich hörte dem Gespräch der Kapitäne zu und fragte, unvermittelt: „Was ist das für eine englische Reederei, die eine dicke rote Hand als Zeichen hat? „In Geestmünde lag ein großer Steamer, da sah ich die Hand und drei Blutstropfen darunter am Schornstein.“

„Das ist ein Irländer! Die Geschichte von der roten Hand kann unser Netzmacher famos erzählen. Adam, vertell mol!“

Der alte Adam rückte seine speckige Mütze noch ein Stück weiter aufs Ohr, holte sich noch mal die Geneverbuddel und begann:

„Ja, dat is bannig lang her, da war mal in Irland ein Reeder, der hatte zwei Jungs. Er war der erste Fischereireeder und hatte mächtig viel Boote und Logger, war für damals 'n reicher Mann. Seine Jungs waren wegen einer Deern neidisch aufeinander und wollten später mal alle beide das Geschäft erben. Der Alte hatte aber 'n lütten Spleen und machte ein vertracktes Testament. Da im Hafen war eine lütte Felseninsel, so mehr schon eine der verdammten irischen Klippen, vielleicht so eine halbe Seemeile draußen. Was macht der Alte? Er setzt im Testament fest, daß der Jung das Geschäft erben soll, der nach einer Wettfahrt zuerst seine Hand auf diese Klippe legt. Das wußten die Jungs freilich nicht. Als sie mal vom Fang kamen, war der Vater schon begraben; er hatte an einem Morgen tot im Bette gelegen. Er wird wohl viel supen haben. Die Jungs gehen zum Advokaten, und da ist das Testament. Sie erschrecken erst, denn sie waren fixe Jungs und einer so gut im Boot wie der andere.

Ja, also, an einem schönen Tage war da nun am Hafen alles schwarz voll Menschen, denn die Jagd sollte losgehen. Die See war glatt. Draußen auf der Klippe stand der Advokat als Schiedsrichter. Die Jungs saßen in ihren gleichen Booten, hatten die Riemen bei der Hand und warteten. Die Schipper schlossen Wetten ab und tranken ihnen zu, aber die Jungs waren finster. Da schoß ein anderer Advokat sein Pistol ab, und schon lagen die Jungs in den Riemen.

Ja, das gab Lärm. Die Schipper brüllten, und die Deerns kreischten. Erst lagen die zwei dicht beieinander. Kurz vor der Insel aber kriegte der Jüngere einen Vorsprung und lachte schon. Er hatte fast den Fels erreicht, ein paar Faden noch. Da steht auf einmal der andere im Boot auf, holt ein Beil unter der Bank vor, hackt sich seine linke Hand ab, packt sie und schmeißt sie auf die Klippe, grad dem Advokaten vor die Füße. Gleich rannte auch der Bruder auf dem Fels auf. Ein paar Schipper, die in ihren Booten schon draußen gelegen hatten, brüllten hellauf, als sie das sahen, und ruderten schnell rein. Die Leute wurden schier toll, als sie hörten, was passiert war. Dann kam der Advokat und brachte in seinem Boot den Jung mit, der nun bloß noch eine Hand hatte. Er ist der Herr, sagte er, und so wurde es auch.“

Adam schwieg. „Is dat all?“ fragte einer.

„Is doch Zeug genug,“ brummte Adam. „Ja, nun, der Jung, der seine Hände behalten hatte und kein Erbe kriegte, der machte nach Amerika und nahm die Deern mit, wegen der sich die Jungs gestritten hatten. Die wollte den Einhändigen nicht mehr haben. Der ist dann ein reicher, aber schlimmer Patron geworden. Als er seinen ersten Dampfer kaufte, da ließ er als sein Zeichen am Schornstein eine rote abgehackte Hand aufmalen und die drei Blutstropfen drunter. Das Zeichen führen die Schiffe der Reederei heute noch.“

„Allens Snack,“ sagte der junge Kapitän. „Wo hast du denn die Geschichte her, Adam?“

„Vielleicht is dat Snack. Aber die Schiffe haben doch die rote Hand, und erzählt hat's mir son oller irischer Heringsfischer, mit dem ich mal fuhr.“

„Garn hin, Garn her,“ sagte einer, „die Buddel is noch halb voll!“

Ich versank dann in einen dumpfen, schweren Rausch, aus dem ich erst erwachte, als die Maschine schon wieder dröhnte, die schottische Küste schon hinter uns lag und der Koch mit viel Krach Klippfische zum Mittagessen zerhackte

Der große Tag

Von Charles-Henry Hirsch.

„Gewiß! Sie lebt immer noch“, pflegte Frau Bouchut ohne jede Sentimentalität zu antworten, wenn man sie nach ihrer alten Mutter fragte, die bei ihr wohnte. Herr Bouchut pflegte sich im Nacken zu kratzen und zu sagen: „Ja — ist es nicht großartig —, nun ist sie bald hundert Jahre alt, aber noch genau so boshaft wie früher.“

Wenn dann und wann einmal in dem Kopf der alten Frau ein Strahl Vernunft aufleuchtete, seufzte sie tief und klagend und haderte mit Gott, daß er sie in dieser elenden Welt vergessen habe. Im übrigen saß die alte Frau Courtal still auf ihrem Stuhl und schlief oder tunkte ein Stück Brot in einen Becher mit Wein, in den man ihr, jedenfalls nach ihrer Meinung, zu wenig Zucker gab.

Der Pastor pflegte Herrn und Frau Bouchut ständig die schönen Worte zu zitieren: „Ehre Vater und Mutter!“

Bouchuts neigten indessen mehr dazu, an all die Umstände und Beschwerlichkeiten zu denken, welche sie mit der Alten hatten, wenn sie sie vom Bett in die Stube und zurücktragen mußten. Weniger sie daran, daß sie auch einmal alt und hilflos werden konnten. Sie waren einfache Bauersleute, Ausgang der Fünfziger und hatten absolut keinen Sinn für etwas anderes, als den gewöhnlichen, sauren und kümmerlichen Alltag, der zeitlebens ihr Los gewesen war.

Sie hatten auch Kinder, welche sie jedoch nie sahen, und an die sie genau so wenig dachten. Sie hatten zwei Töchter, die in Paris wohnten und für ihre alten Tage Geld verdienten. Außerdem hatten sie einen Sohn, der in Amerika verheiratet war und dem es gut ging.

Ueber dieses Thema waren also nicht viele Worte zu verlieren.

Die alte Frau Courtal war eine Last, welche das unergründliche Schicksal ihnen aufgehalst hatte, und welche sie tragen mußten, solange es das Schicksal wollte. Eines abends besuchte sie der Bürgermeister. Er sprach von den Festlichkeiten, welche aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages der Alten arrangiert werden sollen. Festlichkeiten? So etwas war ihnen noch nie eingefallen. „Aber — gewiß doch“, erklärte der Bürgermeister“, das ist doch — weiß Gott— ein Ereignis. Eine großartige Reklame für die Gegend, nicht wahr? Die Zeitungen würden Bilder und Besprechungen der Alten, des Hauses und des Städtchens bringen, und sie würden schöne Worte machen, vom gesundheitfördernden Klima dieser Gegend und ihrer braven, unverderbten Bevölkerung. Geld ist auch dabei zu machen. Die Leute werden hereinströmen, auch Touristen, und vielleicht werden sie sich in dieser hübschen und gesunden Gegend Grundstücke kaufen.“

Der Geburtstag war also im Juni, und man schmiedete Pläne.

Man wollte ein Volksfest veranstalten mit Illuminationen und Reden und Liedern, und der Bürgermeister würde die Alte von Amts wegen beglückwünschen. Das wichtigste bei der Geschichte war nun, daß die Alte nicht vorzeitig starb. Er waren noch drei Monate bis zum Geburtstag, und man mußte immerhin aufpassen.

Für die alte Frau Courtal begann ein neues Leben. Ein Arzt besuchte sie. Man verabfolgte ihr stärkende Nahrungsmittel und Medizin, wenn auch nur das geringste zu befürchten war. Sie wurde gewaschen, und man wechselte zweimal wöchentlich ihre Wäsche, während das früher nur einmal geschah, falls es nicht ganz vergessen wurde.

Die Alte war sehr unzufrieden. „Laßt mich doch in Ruhe“, knurrte sie in ihren lichten Momenten. „Früher hatte ich es viel besser. Da ließ man mir meinen Frieden.“ Keine beschwichtigenden Worte halfen.

Eines Tages verlangte sie besseren Wein und mehr Zucker. Das war einfach frech von ihr, meinten Bouchuts. Als sie sich weigerten, diesem Wunsch nachzukommen, wollte die Alte sich nicht mehr reinhalten lassen und wies das Essen zurück. Es stellte sich heraus, daß sie alles begriffen hatte und nunmehr ihre Wichtigkeit mißbrauchte.

Es blieb nichts anderes übrig, man mußte sich nach ihr richten. Die Zeit verging ja auch, und der große Tag würde vorübergehen.

„Passen Sie ja auf sie auf“, sagte der Bürgermeister. Und sie paßten auf.

Journalisten und Photographen kamen herbei. Es war der Vorabend des großen Tages.

Der Bürgermeister hatte Flaggenstangen vor dem Hause errichten lassen. Guirlanden mit farbigen Lampions schaukelten im leichten Winde. Während die Menge zuschaute, machte Bouchut eine Probeillumination. Die alte Frau Courtal saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster, in der einen Hand einen Becher mit köstlichem, süßen Wein — in der andern ein Biskuit, das sie in den Wein tauchte. Ihr alter Kopf war dumm und leer. Da — plötzlich — drang ein greller Lichtschein zu ihr durchs Fenster: rot, blau und gelb —, noch einmal sperrte sie die alten Augen weit auf. So etwas Schönes hatte sie noch nie geträumt —, das war wohl das Paradies, das seine Pforten für sie aufschlug!

Sie versuchte, sich zu erheben, fiel aber in den Stuhl zurück, und ihr Geist verließ für immer den vertrockneten Körper, während die dudelnden Töne eines Leierkastens wie Engelsgesang in der letzten Sekunde an ihr Ohr drangen...

Der Diebstahl

Von H. J. Magog.

Als die Tür des Glas schrankes klirrte, wäre Licette fast vor Schreck ohnmächtig geworden, trotzdem sie wußte, daß man sie unmöglich in der unteren Etage hören konnte. Aber — es war ja auch das erste Mal — — — Sie verweilte einen Augenblick, ohne sich zu rühren und lauschte in die Stille hinein, während sie nur den Schlag ihres Herzens vernahm. Dann tastete sie unsicher in den Schrank hinein und fand den kleinen Schrein, den sie suchte. Sie fühlte die Halskette, die aus sechs Reihen Geldmünzen bestand, ergriff sie plötzlich, schloß den Schrank und entfloh.

Es handelte sich nicht einen eigentlichen Diebstahl, sondern um eine Anleihe — aber ganz gewiß, ohne die Einwilligung der Eigentümerin. Ihre ganze Dreistigkeit war im Grunde nur Furcht. Wenn sie die Gelegenheit benutzte, während die ganze Familie unten versammelt war, um das kostbare Zechinenhalsband zu nehmen, so geschah das ja lediglich deshalb, weil sie nicht wagte, darum zu bitten. Sie wollte es ja nur leihen — nur für einen einzigen Abend ihres trostlosen Lebens. Dank einer freundlichen Dame, die versprochen hatte, sie mitzunehmen, sollte sie zu einem Kostümball. Sie wollte sich als Zigeunerin verkleiden mit dem Halsband als einzigen stahlenden Schmuck auf ihrem bescheidenen Kostüm.

Es war aber undenkbar, die strenge und eiskalte Tante Marie darum zu bitten, die Kette nehmen zu dürfen. Tante Marie hatte sich bereits schon recht mißbilligend darüber geäußert, daß Licettes Mutter ihr erlaubte, auszugehen. Mutter und Tochter aßen bei der ominösen Tante ihr Gnadenbrot. Das war notwendig, aber angenehm war es entschieden nicht. Licette hatte das Gefühl, als wenn dieser wunderbare Abend, den ein gütiges Geschick ihr schenkte — wenn auch gegen Tante Martes Wunsch — für sie von entscheidender Bedeutung fürs Leben sein würde. Auf diesem Ball wird mir der Märchenprinz begegnen, sagte sie zu sich selbst. Um nun recht schön zu sein, lieh sie die Halskette. Sie wagte es nicht, die Kette eher anzulegen, als bis sie allein in der Garderobe stand. Zuerst tat sie nichts weiter, als das prachtvolle Halsband in allen Spiegeln zu bewundern, an denen sie vorbeikam. Dann aber vergaß sie es. Das Wunderbare, Unwahrscheinliche geschah.

Sie traf den Prinzen, und alles ging wie im Märchen. Der Prinz wich nicht von ihr, er flüsterte ihr zärtliche Worte zu.

— — — — — — — — — — —

Nachdem sie auf Zehenspitzen in das schlafende Haus zurückgekehrt war, stieß sie in ihrem Zimmer einen Schmerzensschrei aus.

Das Halsband! — —

Ich habe Tante Maries Halsband verloren!

Verloren — — ja, war denn das so? War nicht etwas viel Schrecklicheres passiert? Sie entspann sich einer einschmeichelnden Stimme und einer Hand, die ihren Nacken zärtlich gestreichelt hatte — und — an dem Schloß der Kette — — —

War es möglich — nein, schluchzte sie — er ist es nicht gewesen.

Nachdem sie Tante Marie weinend den Verlust der Kette mitgeteilt hatte, wurde sie aus allen Illusionen gerissen. „Dr unglaubliches Schaf,“ sagte die Tante gehässig, „augenblicklich werde ich die Polizei auf ihn loslassen. Du kannst dich darauf verlassen, daß du ihn wiedersehen wirst — aber das wird vor Gericht sein. Du wirst natürlich als Zeugin vernommen werden. Das wird ein reizender Skandal. Ich will mich hängen lassen, wenn du nach dieser Geschichte jemals einen Mann bekommst!“

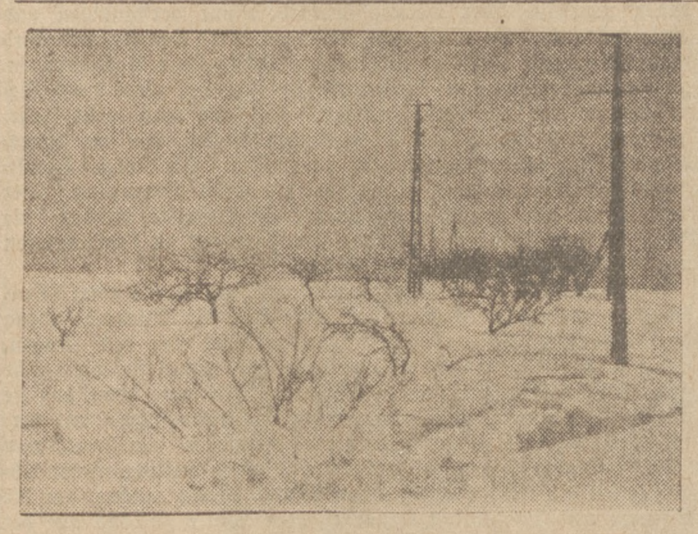
— — — — — — — — — — —

Licette sprang sprang auf. In der Tür stand ihre Tante stolz und triumphierend. „Das dauerte also nicht lange — wir haben ihn und auch das Halsband. Komm jetzt mit herunter.“ Ueber Licettes Augen legte sich ein nebelartiger Schleier — sie sah einen wilden Tanz von Richtern, Polizisten und Neugierigen vor sich.

„Soll ich ins Verhör,“ stammelte sie.

„Nein! Wir brauchen keine Richter mehr. Er ist geständig. Er hat die Kette genommen, aber nur, um sie dir bringen zu können. Er will dich heiraten. Er ist reich. Er liebt dich. Du hast wirklich mehr Glück als du verdienst.“

Niemals hatte Licette ein so verzerrt freundliches Lächeln an Tante Marie beobachtet, als bei den Worten: „Aber ich verzeih dir alles — denn du hast ja bei der Gelegenheit einen Mann erwischt!“





Schlesiens Landstraßen ersticken im Schnee

Während des Wetterumschwungs der letzten Tage hatte Schlesien unter so schweren Schneefällen zu leiden gehab daß die Landstraßen meterhoch zugedeckt und ganze Ortschaften vom Verkehr abgeschnitten sind. Besonders um Leutmannsdorf (Kr. Schweidnitz) sind die Verwehungen — wie unsere Bilder zeigen — katastrophal. Teilweise sehen nur noch die Spitzen der Chausseebäume aus dem Schnee.

walte Gott“ schließt. Wir hätten zwar das ganze Vorwort und auch den folgenden Artikel „Wozu arbeiten wir“ abgedruckt, aber der neue Herr Kollege Ing. Pionczyk, hält beide Produkte für so wertvoll, daß er sie mit einem „Nachdruck verboten“ versieht. Und deshalb müssen wir es uns versagen, ihnen einen guten Sonntagswitz vorzusetzen. Nur das wollen wir verraten, man staune darüber, daß der Zweck unseres Lebens nur Arbeit ist, und daß Wohlstand und Zufriedenheit in unseren Familien einkehren wird, je mehr wir arbeiten und durch unsere Arbeit mehr verdienen können.

Wirklich, da muß man staunen. Dieser Herr Pionczyk offenbart doch wunderschöne Ansichten. Schade, jammerschade nur, daß er erst jetzt an die Oeffentlichkeit tritt. Der Mann hat ja alle Aussichten, eine populäre Größe in unserer Heimat zu werden, zumal er noch obendrein mit dem lieben Gott zusammen arbeitet. Den Arbeitern der Bismarck- und Falvahütte kann es aber jetzt nicht mehr fehlen, sie werden glückliche und zufriedene Menschen, denn unter ihnen weilt der neue Messias mit den so wunderlieblichen Lehren.

Und da sie bis jetzt alle bei den miserablen Löhnen am Hungertuche genagt haben, so wünschen wir ihnen das von Herzen und auch, daß Herr Pionczyk recht lange in seiner Art segensreich wirken möge. Das walte Gott! — Das sagen wir auch.

Republik Polen

Ein abgefeimter Verbrecher.

Er sucht das Gefängnis in Brand zu stecken, um leichter fliehen zu können.

Am Donnerstag, früh um 9 Uhr, wurde die Feuerwehr von einem Brande in Kenntnis gesetzt, der in dem Lodzer Gefängnis in der Kopernika 29 ausgebrochen war. An den Brandort begaben sich zwei Wehrzüge, die jedoch nicht in Tätigkeit traten, da das Feuer inzwischen von der Gefängniswache unterdrückt worden war. Wie die Untersuchung ergab, war das Feuer in einer Gefangenenzelle ausgebrochen, in der zusammen mit anderen Gefangenen Mieczyslaw Borecki, ein bekannter Verbrecher, saß, der den Krakauer Chauffeur Jan Skalniak vor nicht langer Zeit bei Wielun ermordet hatte. Borecki ist Warschauer und besitzt eine bewegte kriminelle Vergangenheit. Seinerzeit hatte er sich mit seiner Freundin Stefania Swiderska nach Krakau begeben, die ihren Eltern entflohen war. Dort hatten beide eine Autotaxe gemietet, um nach Warschau zu fahren. In der Nähe von Wielun ermordete er den Chauffeur. Nach der Mordtat begaben sie sich nach Posen, wo Borecki wegen eines seinerzeit in Lodz verübten Diebstahls verhaftet wurde. Das Mädchen kehrte nach Warschau zurück, wohin auch bald darauf Borecki kam, dem es gelungen war, aus dem Gefängnis zu entfliehen. Er wurde jedoch wieder verhaftet und nach Lodz transportiert, wo er im Gefängnis in der Kopernika untergebracht wurde. In diesem befindet er sich bereits drei Monate. Als gestern früh seine Zellengenossen die Zelle verließen, zündete er seinen Strohsack an, um ein größeres Feuer zu entfachen und in der Verwirrung leichter die Flucht ergreifen zu können. Ein Gefängnisaufseher bemerkte jedoch rechtzeitig den Brand und benachrichtigte sofort die Feuerwehr.

Deutsch-Oberschlesien

Giesche baut keine Zinkhütte in Oberschlesien.

Ueber die Zinkhüttenpläne der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben in Breslau wird nunmehr bekannt, daß die Gesellschaft sich entschlossen hat, die geplante elektrolytische Zinkhütte nicht in Oberschlesien sondern in Magdeburg zu errichten, und zwar in Verbindung mit anderen Anlagen, darunter einem Kraftwerk mit einer Stromerzeugung von 100 000 Kilowatt. Auch der Bau eines Zinkwalzwerks ist vorgesehen. In diesem Plan sind feste Abmachungen bereits zwischen der Giesche-Gesellschaft, der deutschen kontinentalen Gasgesellschaft und der Stadt Magdeburg abgeschlossen. Die Erze für die Zinkhütte werden von der Deutsch-Bleyscharleygrube in Beuthen bezogen werden. Die Errichtung der Zinkhütte in Oberschlesien kommt demnach nicht mehr in Frage. Oberschlesien ist damit um eine bedeutsame Wirtschaftshoffnung gekommen.

Der Kürschnermeister aus Schlesien

Ein wahres Erlebnis

Im Anfang der Inflationszeit war ich Stütze in einer kinderreichen Familie gewesen. Da ich wegen Schwächlichkeit der vielen Arbeit nicht gewachsen war, kündigte ich. Meine Dienstherrin, die mich ungern entließ, legte mir mehrere Pakete voll Reiß, Makkaroni und Mehl in meinen Rucksack. Diese wertvolle Last aus dem Rücken und mein Köfferchen in der Hand, wanderte ich guten Mutes nach der Bahnstation, die mich nach H., dem nächsten größeren Ort in Oberbayern bringen sollte. Ich zweifelte nicht daran, daß ich bald einen anderen Posten finden würde.

Aber ich sah mich getäuscht. Die einzige Arbeitsgelegenheit, die sich mir in H. bot, war eine Stellung bei einer alten, adligen Dame (so altadlig, daß sie, als ich mich bei ihr vorstellte, mich nicht etwa fragte: „Wer sind Sie?“ sondern: „Wer ist das?“). Bei dieser Dame sollte die Stütze zugleich die Funktionen der Kuhmagd übernehmen. Nun, was zu viel ist, ist zu viel.

Ich suchte und wartete weiter. Unterdessen stiegen die Preise von Tag zu Tag. Meine kleine Barschaft schmolz erschreckend zusammen. Was sollte ich tun? Weiter reisen? Und wohin? Selbst eine kleine Bahnfahrt kostete bereits eine phantastische Menge Geld.

Mit solchen trüben Gedanken beschäftigt, ging ich eines Morgens mit gesenktem Kopfe die Hauptstraße des kleinen Ortes hinunter. Da hörte ich, wie ich angesprochen wurde, und sah aufblickend einen graubärtigen alten Mann vor mir stehen. Ob ich ihm sagen könnte, wie spät es wäre.

Das täte mir leid, antwortete ich. Das könnte ich ihm nicht genau sagen. Ich hätte keine Uhr. Aber es würde etwa ½10 Uhr sein.

Der Alte machte keine Miene, mit diesem Bescheide seiner Wege zu gehen, sondern blieb freundlich lächelnd bei mir stehen und knüpfte eine Unterhaltung an. Er erzählte mir, er wäre ein vertriebener Kürschnermeister aus Schlesien, der noch einmal auf der Wanderschaft lebe. Er kenne diese Gegend sehr gut.

Nun war es an mir, ihn zu fragen, ob er nicht wüßte, wo ich eine Stellung als Stütze finden könnte.

Er dachte einen Augenblick nach, betrachtete mich dann pfiffig und erwiderte: „Kommen Sie mit mir, Fräulein! Wir wandern zusammen!“

Dieses überraschende Angebot kam so naiv heraus, daß ich glaubte, einen stichhaltigen Gegengrund finden zu müssen. Ich hob den Fuß ein wenig und ließ ihn meine dünne Stiefelsohle sehen. „Die verträgt das Wandern nicht gut.“ Er schüttelte dauernd den Kopf, hob seinerseits den Fuß — etwas höher, als ich es getan hatte — und zeigte mir seinen festen, frisch besohlten Lederschuh. „Sowas können Sie auch bald haben,“ prahlte er, „wenn Sie mitkommen wollen.“ Ich lehnte jedoch dankend ab. So sehr mich auch die Freiheit gelockt hätte, seine Gesellschaft hatte wenig Verführerischess für mich.

Er wurde eindringlich. „Sie müssen wissen, Fräulein, wir brauchen nicht Hunger leiden! Das Wandern mit mir ist ein einträgliches Geschäft. Augenblicklich bearbeite ich kleine Bankgeschäfte. „Alter vertriebener Kürschnermeister aus Schlesien“ — das zieht immer, sage ich Ihnen. Wenn Sie mitgehen, werden wir uns auf Wollwarengeschäfte spezialisieren. Das heißt, Sie selber brauchen sich gar nicht zu bemühen. Sie halten sich im Hintergrunde (er machte eine großartige Geste), und ich erzähle, daß meine Frau — nämlich Sie — ein Kleines erwartet. Na, Sie sollen sehen, was da alles einkommt an Frauen- und Kindersachen!“

Ich sah lachend an meiner Schlankheit herunter. Aber Lust zu dem „Geschäft“ hatte ich noch immer nicht. Der Kürschnermeister, geduldig und hartnäckig, fuhr fort, mir sein Leben in leuchtenden Farben vorzumalen. Gestern hätte er bei einem Fleischermeister vorzüglich zu Mittag gespeist, heute früh bei einem Bäckermeister frische Semmeln und Käsekuchen erhalten, und in einer Gemischtwarenhandlung hätte man ihm ein Paar neue wollene Socken geschenkt. Da wurde ich ein wenig traurig. Für mich, die ich seit Tagen aus dem Rucksack leben mußte und in dünnen Strümpfen fror, waren das wirklich in diesem Augenblick Herrlichkeiten. Trotzdem war die Versuchung für mich nicht groß genug. Ich war jung, und mein Wandergenosse hätte das auch sein müssen. Dieser alte Schwerenöter, der mich so verliebt anblinzelte, sollte sich doch lieber eine Alte suchen, die besser zu ihm paßte!

„Nein,“ sagte ich entschieden. „Ich werde nicht mit Ihnen gehen. Ich möchte doch lieber eine Stellung haben. Wenn ich nur wüßte, wo!“

„Na, wenn Sie durchaus für was Festes sind . . .“ Bedauernd gab er nach und schien jetzt ernstlich nachzudenken. „Da habe ich es! Da habe ich es! rief er endlich aus, und seine kleine Augen funkelten. „Es ist gar nicht weit von hier. Gute Leute, brave Leute! Ich war mal als Hausknecht dort, als der Winter zu streng war. Ja, was tut man nicht für das liebe Leben! . . . Es ist ein kleines Sanatorium. Viele Damen sind da. Alle waren sie verliebt in mich. Mal ist der Doktor dazu gekommen, als die schöne Gräfin in meinen Armen lag. Na, da mußte ich fort; er wollt' sie halt selber gern. Die Leute nehmen Sie bestimmt. Arbeit gibt's immer da, und wenn Sie fürs Arbeiten sind.“ — Er seufzte auf. Dann begleitete er mich nach dem Bahnhof, und wir stellten fest, daß mein Geld noch für die Fahrkarte reichte.

Ich wollte mich dankend von ihm verabschieden. „Einen Reisezuschuß kann ich Ihnen leider nicht geben,“ sagte er, „aber . . .“ Er kramte in seiner Ledertasche. Mehrere Pakete kamen zum Vorschein, die er, mir den Inhalt weisend, halb aufwickelte. Es waren die heute „verdienten“ Socken, die Semmeln und Käsekuchen. Er reichte mir alles hin. Ich war gerührt von so viel Selbstlosigkeit. Um ihn nicht zu kränken, mußte ich die Gaben annehmen. Aber ein bloßer Wortdank kam mir zu armselig vor. Zwar las ich seinen Wunsch in seinen Augen, doch grauste mir ein wenig vor dem alten, runzligen Gesicht. „Ach was,“ dachte ich dann, „er tut mir Gutes; da kannst du ihm auch eine kleine Freude machen.“ Und schnell drückte ich einen herzhaften Kuß auf seine welken Lippen und eilte spornstreichs davon . . .

Wirklich habe ich nachher bei den Leuten, an die er mich empfohlen hatte, eine angenehme Stellung gefunden. Aber vom Kürschnermeister aus Schlesien durfte ich nicht sprechen — dann gab es Sturm. Er hatte zu viel ausgefressen, wenn es auch nicht gerade die Heldentaten gewesen waren, deren er sich vor mir gerühmt hatte.

Käte Tischendorf.

Beuthen. (Schubertfeier des Volkschores „Vorwärts“-Königshütte.) Auf Einladung des „Bundes für Arbeiterbildung“ veranstaltet der Volkschor „Vorwärts“-Königshütte am Sonntag, den 10. März, abends 6 Uhr im Volkshause zu Beuthen, Moltkeplatz, eine Schubertfeier, bei der als Solisten Konzertsängerin Frau Wanda Mazurek-Breslau und Fräulein Magda Krause-Königshütte mitwirken. Die künstlerische Leitung liegt in den Händen des Bundesliedermeisters Studienrat Birkner-Kattowitz.

Krappitz. (Grausame kindliche Phantasie.) Zwei Knaben im Alter von 5—6 Jahren aus Zellin wollten beim Spiel das Schlachten eines Schweines nachahmen. Der eine, der den Fleischer spielte, ging dem anderen, welcher das Schwein darstellte, mit einem Messer an die Kehle, konnte aber im letzten Augenblick noch am Durchschneiden der Kehle verhindert werden.

Am Altar

Roman von E. Werner.

38)

Er stand hoch aufgerichtet da, in beinahe königlicher Haltung. Das war wieder der allmächtige gebietende Abt, der nichts über sich erkennen wollte und im Vollbewußtsein seiner Herrschaft allem Trotz zu bieten bereit war; der Prior senkte in einer Art von scheuer Bewunderung die Augen.

„Es wäre aber doch zu viel gewagt,“ begann er von neuem, „wollte man den Ruf, vielleicht die Existenz des ganzen Klosters aufs Spiel setzen eines einzigen wegen! Pater Benedikt stürzt uns in einen schweren Konflikt bei seiner Rückkehr, das beste wäre — er käme gar nicht wieder.“

„Er wird kommen!“ sagte der Prälat entschieden. „Er wird mir gegenübertreten und sich zu jedem einzelnen seiner Worte bekennen. Ich weiß es!“ —

„Wenn es in seinem Willen liegt, gewiß! Aber könnte nicht irgendein Zufall — das Gebirge ist jetzt sehr gefährlich die Regengüsse der letzten Wochen haben die Bergströme entfesselt, und die Stürme einzelne Punkte vollends unwegsam gemacht. Pater Benedikt kümmert sich sehr wenig um solche Gefahren, er geht stundenweit allein, wenn seine Pflicht ihn zu einem Kranken oder nach der fernen Wallfahrtskapelle ruft... wenn er einmal dabei — verunglückte!“

Der Prälat sah den Sprechenden einen Moment lang groß und starr an, dann plötzlich wendete er ihm den Rücken und trat ans Fenster, wo er stehen blieb, die Arme verschränkt und das Auge auf die umschleierte Landschaft gerichtet. Der Prior folgte ihm. „Ich spreche natürlich nur von einem Zufall, von einer bloßen Möglichkeit, aber es ist nicht zu leugnen, daß sie uns einer schweren Bedrängnis entreißen würde. Zum Widerruf wird unser junger Mitbruder unter keinen Umständen zu bewegen sein; ihn gewähren lassen oder mit einer vorübergehenden Buße abfinden, hieße der Ketzerei Tür und Tor öffnen; wenn wir ernstlich einschreiten wollen, steht uns Graf Rhaneck im Wege — es ist eine böse, böse Sache! Ich sehe in der Tat keinen Ausweg daraus!“

Der Prälat antwortete nicht, der Prior trat ihm noch einen Schritt näher.

„Ein Unglück freilich, das zur rechten Zeit käme, würde viel, vielleicht alles lösen. Es befreite unser Kloster von der noch nie erlebten Schande, einen Abtrünnigen unter den Seinigen zählen zu müssen, es ersparte uns die Notwendigkeit, durch allzu strenges Gericht mit der weltlichen Macht in Konflikt zu geraten. Auch Graf Rhaneck würde sich zufrieden geben müssen, denn wer kann am Ende für einen Zufall? Er wäre hier von unberechenbarem Vorteil.“ Er sprach langsam, leise aber jedes Wort betonend, der Prälat stand noch immer unbeweglich, die eiserne Ruhe seiner Züge verriet nichts, aber es war doch etwas wie innerer Kampf in dem Blicke, der auf dem wolkenumhüllten Gebirge in der Ferne haftete.

„Wann kommt Benedikt zurück?“ fragte er endlich.

„Ich denke, übermorgen!“

Eine lange, schwere Pause! Der Prälat wendete sich langsam um, auf seinem Antlitz lag ein starrer, eisiger Ausdruck.

„Sie haben recht! Es wäre die beste Lösung von allen. Aber können wir dem Zufall gebieten?“

„Hochwürdigster —.“ Der Prior sagte nichts weiter, aber sein Auge heftete sich wie in gierigem Forschen auf das Gesicht seines Oberen, als wolle er jedes Wort, jeden Gedanken von dessen Lippen ablesen. Der Blick des Abtes glitt unwillkürlich nieder auf den neben ihm befindlichen Schreibtisch, wo noch die Papiere lagen, die er vorhin dem Grafen entgegengehalten, er stützte die Hand schwer auf die letzte Rede Benedikts — der stolze Priester hatte nicht umsonst das Bewußtsein, daß „die höchste Gewalt auf Erden in seine Hände gelegt war“, er fühlte sich als Richter über Leben und Tod.

„Herr Pater Prior! Ich befehle nichts und lasse nichts zu! Merken Sie sich das! Was zum Heile der Kirche geschieht, werde ich absolvieren.“

Der Prior verneigte sich stumm, er wußte genug. Er eilte, mit einigen gleichgültigen Reden sich zu verabschieden, und verließ dann das Gemach. Der Prälat stand noch immer am Schreibtisch, die Hand auf den verhängnisvollen Bericht gestützt, als aber die Tür hinter jenem zufiel, zuckte der Ausdruck einer grenzenlosen Verachtung durch seine Züge.

„Elender! Wolltest du mich zum Werkzeug deines Privathasses machen? Nimm es auf dein Haupt allein! Und wenn uns Benedikt verloren ging, und wenn er fallen muß, er wiegt im Falle noch zehn deinesgleichen, ich hätte sie mit leichterem Herzen geopfert als gerade ihn! —“

Draußen in dem Kreuzgange, der die Prälatur mit dem Kloster verband, stand der Prior. Auch er sah nach den wolkenumlagerten Bergen hinüber, und sein Blick sprühte wieder in jenem giftigen, tödlichen Hasse, wie damals in der Sakristei.

„Also endlich wären wir so weit! Es war keine gute Stunde, in welcher er es wagte, mir zu drohen. Soll ich ihn vielleicht zurückkehren lassen, damit er noch im Sturz mich verrät? Lieber mag der Sturz — anderswo erfolgen. Der Prälat will sich decken, einerlei! er muß mich im schlimmsten Falle schützen, er schützt in mir die Ehre seines Stiftes. Herr Pater Benedikt, ich fürchte, Sie haben so großartige Anlagen zum Freiheitsapostel — ich fürchte, Sie werden zum Märtyrer Ihrer Lehre!“

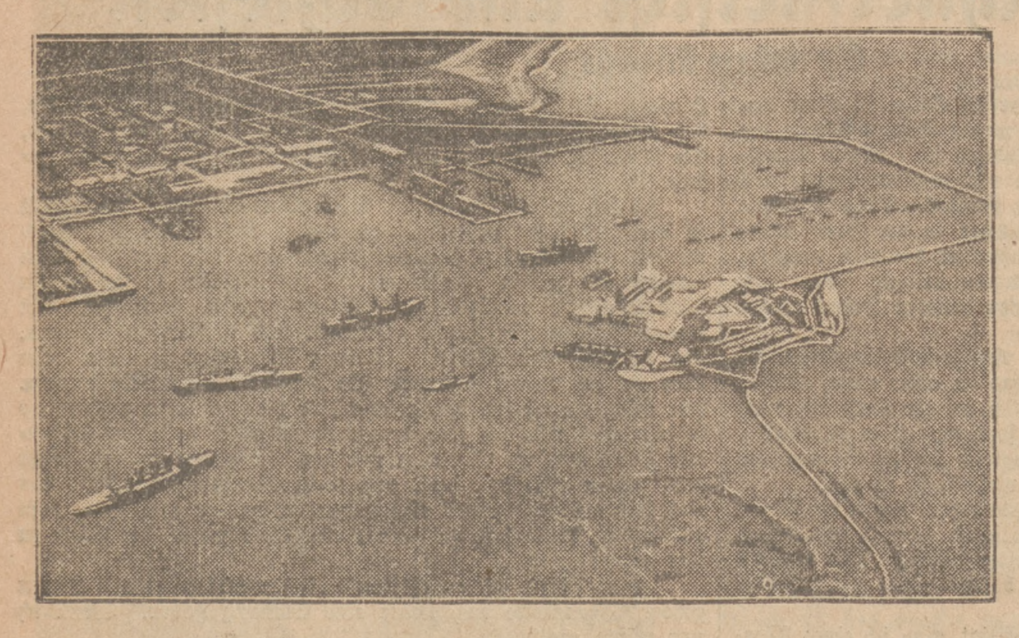
*

Auch im Hochgebirge hatte der Herbst seinen Einzug gehalten. Hier freilich erscheint er anders als drunten in der Ebene, wo sich die Natur so müde und langsam ihrem Grabe entgegenneigt, über das der Winter bald die weiße Leichendecke breitet. Dort hängt der Himmel schwer und grau über der verschleierten Erde, in endlos eintönigem Braun dehnen sich die Felder aus, still und dunkel zieht der Fluß dahin, und was noch von Farben und Formen übrig ist, das hüllt der Nebel in seinen dichten feuchten Schleier. Leise und einförmig rauscht der Regen nieder, leise und matt sinken die Blätter von den Bäumen, schwermütig rauscht der Wind darein, bis auch das letzte welk zu Boden flattert und der Wald entlaubt und öde steht — überall langsames Vergehen, stilles, widerstandsloses Sterben.

Anders im Gebirge. Hier ist alles wilde Bewegung, alles trotziger, verzweifelter Kampf ums Dasein. Stürme, wie sie die Ebene gar nicht kennt, entfesseln sich hier oben und rasen, einmal losgelassen, mit verheerender Gewalt; gärende Wolkenmassen wogen in den Tälern auf und nieder oder jagen sturmgepeitscht um die höchsten Gipfel, und von den Regengüssen geschwellt, toben die Bergwasser in ungezügelter Wildheit dahin. Auch hier hängen die Nebelschleier feucht und dicht an Wald und Fels, aber aus ihnen hervor heben die dunklen Tannen nur trotziger ihre starren Häupter, denen all das eisige Wehen den grünen Schmuck nicht zu rauben vermag, und aus dem Wolkengewande ragen die schroffen Zacken und Klippen nur mächtiger empor. Der Herbst hat dem Gebirge den Blumenkranz vom Haupte gerissen aber damit endet auch seine Macht, die sich ohnmächtig an diesen Wäldern und Felsen bricht, die nicht zu entblättern und nicht zu erschüttern sind. Wird doch selbst der Winter nie ganz Meister dieser starren Natur, und wenn er mit seinen Schneelasten auch alles begräbt und niederzwingt, die lebendige, ewig klopfende Ader des Gebirges vermag er nicht zu schließen; den Bergstrom legt er doch nie in seine Eisfesseln, und wenn alles andere ringsum in Schnee und Eis erstarrt, rettet sich dies Leben, das ewig neu und ewig bewegt aus dem tiefsten Grunde des Gebirges hervorquillt allein unbezwungen hinüber ins neue Frühlingsgrün.

(Fortsetzung folgt.)

Regierungssieg im Krieg der mexikanischen Generäle



Der Hafen von Veracruz mit dem Fort San Juan Ulua

wo ein Teil der mexikanischen Flotte sich den Aufständischen anschloß. Da aber der größte Teil der revoltierenden Besatzung von Veracruz zum Gehorsam gegen die Regierung zurückgekehrt ist, kann mit der baldigen Rückeroberung der Stadt durch die Regierungstruppen gerechnet werden.



Von den Regierungstruppen zurückerobert

wurde das Industriezentrum Monterey im Norden des Landes, mit 100.000 Einwohnern die drittgrößte Stadt Mexikos.

Der Magistratspraktikant

Der Magistratspraktikant war ein junger unerfahrener Mensch, der nicht wußte, daß auf dem Magistrat für Menschen seines Schlages tausenderlei Gefahren lauern, und daß es eines festen Charakters bedarf, wenn sich ein Praktikant nicht in irgendeine Korruptionsaffäre mit seinen Vorgesetzten oder ohne sie verwickeln soll.

Der Magistratspraktikant Bachura wußte nicht, daß auch die Hydra Mammon lauert, um die zarten Seelen der Magistratsbeamten zu verschlingen, wie sie bereits die grauen Haare vieler Stadtverordneten verschlungen hatte.

Keine von den großen Korruptionsaffären auf dem Rathaus, die die öffentliche Meinung in Aufruhr gebracht haben, läßt sich auch nur im entferntesten mit der Affäre des Praktikanten Bachura vergleichen.

Der heute korrumpierte Bachura treibt sich als Judas irgendwo in der Welt herum, denn er hat die reine Fahne des Rathauses abermals in Sumpf und Schmutz gezerrt. Ja, sogar befleckt.

Um also in diese Geschichte einzudringen, müssen wir in dieser abscheulichen Affäre mit der Kleinseite beginnen.

Auf der Kleinseite, in dem Wirrsaal altertümlicher Gäßchen, befindet sich das Gasthaus des Herrn Schediwi.

Herr Schedìwi war einer von den alten, gutmütigen Menschen, die der Gesundheitsvorschriften des Magistrats nicht achteten und vielleicht ganze Jahrzehnte lang die Ventilationsröhren im Pissoir münden ließ.

Die Gäste beschwerten sich niemals, denn das Bier war gut und im Pissoir war es ununterbrochen finster.

Dieses, in der Korruptionsaffäre des Praktikanten Bachura eine Rolle spielende Pissoir, hatte kein Fenster, das in den Lichthof geführt hätte, hatte keine Oeffnung, die wenigstens ein wenig vom Licht Gottes in das Innere des traurigen, feuchten Raumes eingelassen hätte, um den dunklen Ort lichtervoller und heiterer zu machen.

Diejenigen aber, die herkamen, um Bier zu trinken, waren ganz zufrieden. Die konservative Kleinseite in ihrer steinernen Erstarrtheit protestierte nicht dagegen.

Aber es kam schließlich eine Zeit, in der das Tempo des modernen Lebens auch das Pissoir des Herrn Schedìwi ergriff.

Eine Baukommission stellte zwei fürchterliche Dinge fest. Die in das Pissoir mündenden Ventilationsröhren, — was sofort der Gesundheitskommission übergeben wurde — und das unbeleuchtete Pissoir, ohne eine an die Luft führende Oeffnung.

Und so geschah es, daß der Magistratspraktikant Bachura als Schriftführer der Baukommission die Bekanntschaft Herrn Schedìwis machte. Mit einem vernichtenden Blick verfolgte er alle Bewegungen des Wirtes, der kampflustig und fest behauptete, daß die ganze glorreiche Kommission noch nicht auf der Welt gewesen sei, als man hier bereits seine Notdurft verrichtete, und daß es auch gegangen sei. Darauf müsse man nicht sehen, wenn nur ein Abfluß vorhanden sei, das genüge vollkommen. Eine Tür sei da und das sei doch eine genügend große Oeffnung, um die Luft hereinzulassen.

„Mäßigen Sie sich,“ sagte man ihm, „damit Sie sich nicht auch noch eine Beamtenbeleidigung zuschulden kommen lassen. Glauben Sie denn, daß es ein Honiglecken ist, von einem Pissoir zum anderen zu gehen?“

Dann wurde ihm angeordnet, daß er die Maurer durchbrechen und im Pissoir ein Fenster machen müsse, zumal es sich aber um eine Veränderung eines dem Gastgewerbe angehörenden Raum handle, müsse er Pläne und ein Gesuch einreichen, um die Aenderung vornehmen zu dürfen.

Das geschah am Vormittag. Am Nachmittag kam die Gesundheitskommission. Die ordnete an, die Röhren durch die Oeffnung, die gemacht werden sollte, in den Lichthof zu führen. Er war davon halb verrückt. Die Mauer muß durchbrochen werden, das hatte man ihm angeordnet. Und den Plan muß er vorlegen und um Bewilligung einreichen, damit er die Mauer durchbrechen und die Ventilationsröhren aus Gesundheitsrücksichten in den Lichthof führen darf, wohin die Fenster sämtlicher Klosette im Haus münden.

Er schlief die ganze Nacht nicht und ging früh zu einem Maurermeister, um sich von ihm einen Plan für das Fenster entwerfen und durch Vermittlung eines Berufsschreibers ein Gesuch überreichen zu lassen, auf Grund dessen die das Pissoir betreffenden Pläne in kürzester Frist vom hohen Magistrat genehmigt und die Durchbrechung der Mauer zwecks Anbringung eines Fensters gestattet wurde, wofür er sich durch sittliches Betragen im Alter erkenntlich zeigen wolle.

Es verflossen drei Wochen und die Erledigung des Gesuchs kam nicht. Gastwirt Schedìwi begab sich also zum Magistrat, um die Angelegenheit zu urgieren. Im Baureferat traf er nur den Magistratspraktikanten Bachura an, denn die andern befanden sich bereits seit neun Uhr im gegenüberliegenden Wirtshaus beim Frühstück. Jetzt war es gerade zwölf Uhr.

„Was wünschen Sie?“ fragte Praktikant Bachura würdevoll.

„Ich komme wegen meines Pissoirs, junger Herr, Schedìwis Pissoir auf der Kleinseite, Sie erinnern sich doch.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Bachura feirlich, „ich denke, ich erinnere mich, und was wollen Sie eigentlich?“

„Wissen Sie, es dauert schon drei Wochen, und es würde nicht schaden, die Sache zu beschleunigen. Meine Gäste freuen sich jetzt schon wie kleine Kinder auf das Fenster, bei uns geschieht nämlich nie etwas, und das ist ein Ereignis.“

Bachura besann sich, daß das Gesuch bereits längst erledigt sei und in der Schublade liege. Es mußte nur noch abgeschickt werden. Aber der Chef hatte ihm gesagt: „Schicken Sie es noch nicht, soll so ein Gastwirt warten. Der Magistrat muß diese Leute fest am Zügel halten.“

Er schwieg eine Zeitlang und dann sagte er ernst: „Nun, wir werden sehen, was sich machen läßt.“

Etwa eine Woche nach diesem Besuch ging Bachura über den Franzens-Quai. Er hatte dort nämlich Rendez-vous mit einem Fräulein, das sehr froh war, einen Herrn vom Magistrat zu kennen.

Es war ein schöner Nachmittag, warm und heiter. Bachura blieb bei dem Sodawasserkiosk stehen, ließ sich ein Glas Himbeer- und ein Glas Zitronenlimonade einschenken und schritt, seines Mädchens, dem er bald begegnen mußte, sehnsüchtig gedenkend, wieder weiter.

Der Hradschin am Horizont, der Laurenziberg in Grün gehüllt, blühende Kastanien auf den Schützeninseln. Aber mitten in all der Schönheit befielen ihn Bauchschmerzen. Bachura hatte, bevor er von Hause fortgegangen war, ein Glas Yoghourt, die Nationalspeise der geschlagenen Bulgaren, getrunken, die Himbeer- und Zitronenlimonade vollendeten den unerbittlichen Prozeß im Labyrinth der Därme des Magistratsbeamten.

Gegenüber dem Hradschin auf dem Quai befindet sich im Park ein kleines Häuschen. Vom Quai aus kann man die Aufschrift „Für Herren“, vom Kinderspielplatz in dem Park aus distreter die „Für Damen“ lesen.

Wie ein Löwe, wie ein durstiger, stürzte Bachura nach innen.

„Erste oder zweite?“ — „Zweite,“ sagte Bachura bescheiden aber schnell. Die Alte schaute ihn an und sagte: „Ich kenn Sie von irgendwo, junger Herr,“ und riß einen Zettel vom Block, Bachura griff ins Portemonnaie und schrie entsetzt: „Das ist nicht möglich. Ich dachte, daß ich einen Sechser habe.“

Die Alte schaute ihn noch einmal an und sagte dann langsam, die entsetzliche Situation Bachuras auf die Spitze treibend, „Wissen Sie, woher ich Sie kenne? Von meinem Bruder Schedìwi, Gastwirt auf der Kleinseite. Ich war damals zu Hause, wie Sie mit der Kommission wegen des Pissoirs bei uns waren. Nehmen Sie sich nur eine Karte, wir werden keine Schaden an Ihnen haben.“

Bachura sprang in das kleine Separee und als er sich glücklich und fröhlich entfernte, rief die Alte ihm nach: „Und vergessen Sie nicht, junger Herr, meinem Bruder die Erledigung des Aborts zu schicken.“

Bachura schickte gleich am folgenden Tag, ohne den Chef erst zu fragen, das erledigte Gesuch und die Pläne, die bereits seit fünf Wochen genehmigt waren, an Herrn Schedìwi und atmete erleichtert auf. Jeden Morgen vor 9 Uhr hielt sich Magistrat Stanek in jenem kleinen Häuschen auf dem Franz-Josefs-Quai auf, wo Magistratspraktikant Bachura fürchterliches Delikt begangen hatte. Dort plauderte der Herr Rat mit der Alten, um sich zu informieren, was die Oeffentlichkeit von der Stadtverwaltung denke, denn die Alte aus dem öffentlichen Klosett war für ihn die Stimme des Volkes. Das war nun mal sein Steckenpferd.

„Ja, Euer Gnaden, die Korruption erfaßt auch schon die Kleinsten,“ erzählte die Alte, „ja, diese Herren vom Rathaus, wenn man ihnen erlaubt, sich umsonst auszu..., gehen sie der Partei gleich an die Hand, so wie meinem Bruder.

Und sie erzählte dem Herrn Rat die ganze abscheuliche Korruptionsaffäre des Magistratspraktikanten Bachura mit allen Einzelheiten.

Heute sitzt bereits auf Bachuras Platz ein anderer Praktikant, Bachura wurde nach Beendigung der Disziplinaruntersuchung, während welcher ihm in der Angelegenheit des Gastwirts Schedìwi Bestechlichkeit nachgewiesen wurde, entlassen.

Er treibt sich heute wie Judas in Europa herum und zuletzt hat man ihn in Hamburg verdächtig in das schwarze Wasser des Kanals blicken gesehen.

Jemand hat eines seiner Selbstgespräche belauscht: „Wenn ich wenigstens ein Abonnement für das ganze Jahr bekommen hätte... Ja, ja, die kleinen Diebe hängt man...“

Jaroslav Hašek.

(Berechtigte Uebersetzung a. d. Tschechischen von Grete Reiner.)

Erlebnisse in Australien

Der fünfte Erdteil ist eines der schönsten Länder, die es gibt, reich, frei, mit einem größtenteils idealen Klima und prachtvoll tüchtigen Menschen. Die haben sich das Leben so zweckmäßig eingerichtet, daß sie den Wahlspruch erkoren: „Australien für immer!“

Der Europäer kann nicht ohne Trinkgeld auskommen. Oder er glaubt es wenigstens. Es dünkt ihm das einzige unentbehrliche Schmieröl zwischen den Leistungen zu sein. Aber es scheint doch, daß die Dinge auch ohne dieses „schmierige“ Gleitmittel gehen können. Adelaide im australischen Staate Viktoria. Ein wunderschöner Abend, voll Blumen und rosa Wolken. Man geht noch ins Freie, in einen der vielen öffentlichen Gärten. Ißt eine Alaska-Eiscreme. Läßt seinen entsprechenden Obolus als Trinkgeld liegen. Wandert dann behaglich weiter, einen Weg voll Rosen, Glorynien und goldstäubenden Mimosen. Kommt uns die hübsche, kleine Aufwärterin atemlos nachgelaufen, gibt uns die Münze und sagt freundlich: „Sie haben Ihr Geld vergessen!“

Der Zug, der mehr als dreißig Stunden lang durch die inneraustralische Wüste gefahren ist, kommt um 6 Uhr morgens an der Grenze von Westaustralien und Viktoria in Port Augusta an. Dort müssen die Passagiere umsteigen, weil das Staatenübergang ist. Der Gegenzug wartet auch schon, und wir sind nicht ganz unbesorgt wegen des Frühstücks. Der Schaffner (einer für jeden Wagen) beruhigt uns. „Sie können in aller Ruhe essen“, sagt er, „denn wir fahren erst um neun Uhr weiter. Sie sollten auch etwas spazieren gehen. Das ist gesund. Wir warten deshalb solange, damit unsere Reisenden sich ein wenig erholen können. Die Bahn ist für die Wohlfahrt des Publikums da.“

Kalgoorli, eine Stadt im Goldgräberdistrikt. Viele Goldfelder, kein Wasser, glühende Sonne. Dieses Infusorium von Staat (dem Alter, nicht der Größe nach) hat auch schon einen „Nationalgarten“. Schattige Bäume, Beete voll blühender Blumen. Eine Pergola, strahlend im purpurnen Heiligenschein üppigster Lianen. Einen Springbrunnen. Honigvögel, blaublitzend in regsamen Pfefferbäumen. Sonntag abend. Die ganze Stadt ist draußen im Nationalgarten. Liegt gruppenweise auf dem Rasen, ißt, trinkt, lacht, läßt sich spaßeshalber ein bißchen vom automatischen Regen besprühen. Kinder laufen und spielen. Pärchen gehen Arm in Arm. Es wird Abend. Sterne ziehen über den klaren Himmel. Niemand schließt den Park. Kein Wächter. Auch hier, im wildesten Australien, einer Art Jungkalifornien, wird es keinem Kind, keinem Erwachsenen einfallen, eine Blume abzureißen, einen Baum zu beschädigen. Commonwealth — Gemeinwohl heißt das Wort — unter dem sie sich regieren.

Im städtischen Museum zu Perth, der Zentrale von Westaustralien. Eines Feiertags wegen ist es eigentlich geschlossen. Wir bitten aber dennoch um Einlaß. „Gelehrte aus Europa . . . keine Zeit . . .“ Der Kustos, zu dem man uns führt, sieht uns von oben bis unten mit hellgrauen, scharfen Falkenaugen an. „Plaese,“ sagt er dann. „Wie lange?“ — „Bis wir fertig sind. Wir wissen ja nicht, wieviel wir sehen werden.“ — „Plaese, how you will!“ Und in diesem Museum, einem der schönsten und reichhaltigsten der Welt, ließ man uns vier Stunden allein arbeiten, betrachten, zeichnen, photographieren. Maß uns, als wir uns dankend verabschiedeten, wieder mit denselben hellgrauen Falkenaugen, schüttelte uns die Hand, sagte: „Good by!“ O, Europa!

Im Hotel Sydney in Sydney. Unvorsichtigerweise haben wir dieses eine Mal kein Zimmer vorausbestellt. Es ist also kein Platz. Schließlich macht man doch etwas für eine Nacht frei. (Denn es ist schon spät und wir sind sehr müde.) Ein kleiner Raum. Blick auf den Luftschacht. Beim Bezahlen fragt die Buchhalterin, ob wir zufrieden waren. Man vermag nicht gut ja zu sagen. Ohne ein Wort nimmt sie die ausgeschriebene Rechnung, streicht die 20 Schilling durch und setzt dafür 2 Schilling. Wir können nicht umhin, zu fragen. „Sie waren nicht zufrieden, mein Herr, also kann das Hotel nicht den vollen Preis von Ihnen verlangen. Wir legen vor allem Wert darauf, daß unsere Gäste zufrieden sind und wiederkommen!“

„Schönes, liebenswürdiges, glückliches Australien, es tut mir sehr leid, daß ich fürchten muß, nicht wiederzukommen.

Annie France Harrar.



Freigewerkschaftliche Rundschau



Der mexikanische Gewerkschaftskongreß

Sehr viel und sehr widersprechendes ist über den 9. Mexikanischen Gewerkschaftskongreß, die Stellungnahme der mexikanischen Gewerkschaftsbewegung gegenüber dem provisorischen Präsidenten Gil und seinem Arbeitsgesetz berichtet worden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß der Pan-Amerikanische Gewerkschaftsbund einen vom Generalsekretär des Mexikanischen Gewerkschaftsbundes (Crom) unterzeichneten offiziellen Kongreßbericht veröffentlicht. Es geht daraus hervor, daß der Crom ernsthaft und zu wiederholten Malen seine Loyalität gegenüber dem provisorischen Präsidenten zum Ausdruck gebracht hat, hingegen schon zu Beginn des Kongresses im Zusammenhang mit der Behandlung einer Resolution über die Verhöhnung des Crom in verschiedenen Theatern von Gil in einer Weise behandelt wurde, die es den Gewerkschaften sehr schwer machte, ihre Würde zu wahren, ohne zu den schärfsten Gegenmaßnahmen zu greifen. Der Kongreß hielt sich jedoch vor jeder übereilten Stellungnahme zurück und wenn er beschloß, daß alle in verantwortlicher Regierungsstellung stehenden Führer des Crom demissionieren sollten, so geschah dies auch ausdrücklich deshalb, damit Gil beim offiziellen Amtsantritt in der Wahl seiner Mitarbeiter und besonders der Experten für Arbeitsfragen freie Hand haben sollte.

Gil, der noch zu diesem Zeitpunkt durchblicken ließ, daß seine arbeiterfeindliche Haltung als Gouverneur des Staates Tamaulipas nicht auf seine Präsidentschaft abführen solle, und daß er im Gegenteil bemüht sein werde, seine Beziehungen zum Crom möglichst freundschaftlich zu gestalten, tat jedoch trotzdem alles, um sein reaktionäres Arbeitsgesetz durchzudrücken.

Daß dieses Gesetz wirklich gegen die Gewerkschaften gerichtet und somit die Gegnerschaft des Crom durchaus gerechtfertigt ist, geht aus dem Kongreßbericht und seinen Angaben über den Inhalt der Vorlage mit aller Deutlichkeit hervor.

In diesem Zusammenhang heißt es in dem Bericht u. a.: „Der 9. Mexikanische Gewerkschaftskongreß hat seine Stimme gegen das geplante Bundesarbeitsgesetz erhoben, weil es gegen jene Vorteile gerichtet ist, die im Jahre 1910 in blutigen Kämpfen errungen und in der Verfassung niedergelegt wurden. Auf Grund des Gesetzes können die Rechte der im Dienste des Staates stehenden Arbeiter und Angestellten von der Regierung ohne weiteres aufgehoben werden. Schon vor dieses Gesetz unterbreitet wurde, ist der Versuch gemacht worden, die Arbeiter und Angestellten der Militärwerkstätten zu militarisieren. Dies zeigt klar, welche Lage entstehen würde, wenn das mexikanische Proletariat ohne Protest die Streichung des Artikels 123 der Verfassung zulassen würde, der diese Arbeiter und Angestellten schützt. Daß die Arbeiter der Militärwerkstätten ohne Krieg oder irgendwelche andere Gefahr militarisiert werden sollen, ist nach Ansicht des Crom ein Versuch, diese Arbeiter von ihrer Organisation abzuspalten. Diese Stellungnahme steht im Gegensatz zu den Aussprüchen von Gil auf der Konferenz der Unternehmer und Arbeiter. Er sagte dort, daß das Recht der Organisation durch Artikel 123 umschrieben sei, was bedeutet, daß alle Staatsangestellten das Recht haben, sich zu organisieren und die Regierung als Arbeitgeber zu betrachten. Der Crom protestiert gegen das Gesetz, weil es ein Angriff auf die Gewerkschaftsfreiheit ist und von den Gewerkschaften auf allen Gebieten absolute Unterwerfung verlangt. Es unterwirft sie einem großen und komplizierten System einer neuen Arbeitsrechtssprechung, deren ausübende Organe ausschließlich Advokaten sind. Diesen werden die Arbeiter in der Lösung aller Arbeitsprobleme ausgeliefert sein. Der Crom ist gegen das Gesetz, weil es im Gegensatz zur Verfassung Streiks nur erlaubt, wenn sie gesetzlich sind. Streiks können demnach nur geführt werden, wenn die Advokaten zuvor alle Einzelheiten studiert und festgestellt haben, daß der Arbeitskampf den Bestimmungen des Arbeitsgesetzes entspricht. Auf diese Weise würden Streikerklärungen sozusagen von den Richtern und nicht von den Arbeitern ausgehen, was einer Umkehrung eines universell anerkannten Rechtes gleichkommt“. —

Günstige Entwicklung der Tariflöhne in Deutschland

Statistischen Angaben der „Gewerkschafts-Zeitung“ ist zu entnehmen, daß die Steigerung der Löhne, die in Deutschland im Jahre 1926 einsetzte und bis Mitte 1928 ziemlich gleichmäßig verlief, auch im zweiten Halbjahr 1928 angehalten hat. In den eingelaufenen Berichten der Verbände über die tariflichen Stundenlöhne in 42 Berufen und 48 Städten kann kein einziger Fall von Lohnkürzung festgestellt werden. In vielen Berufen sind die Löhne allerdings unverändert geblieben, in anderen nur in einigen Städten gestiegen. Eine allgemeine, oder fast allgemeine Steigerung ist im Baugewerbe, in der Möbel- und Lederindustrie zu melden. Im Reichsdurchschnitt haben die Stundenlöhne der männlichen Vollarbeiter die Grenze von 1 Mark überschritten, d. h. sie sind von 99,9 Pfennigen auf 102,2 Pfennig gestiegen. Gleichzeitig haben aber auch die Kosten für den Lebensunterhalt zugenommen. Der Lebenshaltungsindex zeigte seit Dezember 1926 folgende Entwicklung: Dezember 1926 144,3; Juni 1927 147,7; Dezember 1927 151,3; Juni 1928 151,4; Dezember 1928 152,7. Berücksichtigt man diese Senkung der Kaufkraft des Geldes, so kann die reale Steigerung der tarifmäßigen Stundenlöhne wie folgt bemessen werden: Dezember 1926 100; Juni 1927 102,3; Dezember 1927 103,6; Juni 1928 109,3; Dezember 1928 110,8. Einer realen Steigerung der Löhne im ersten Halbjahr 1928 um 5,6 Prozent steht also im zweiten Halbjahr eine solche von 1,4 Prozent gegenüber.

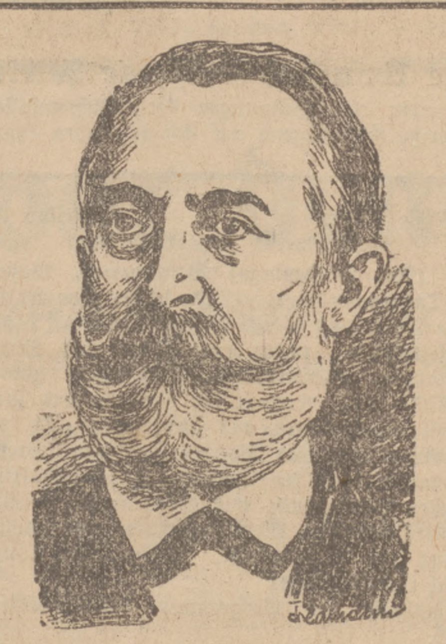
Kadalie demissioniert

Clements Kadalie, der Gründer und Sekretär der im I. G. B. angeschlossenen südafrikanischen Landeszentrale der schwarzen Arbeiter (I. C. U.), hat demissioniert. Die Demission steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit den großen Schwierigkeiten, unter denen der Verband in letzter Zeit wegen innerer Umstellungen, dem Versuch der Organisierung der farbigen Landarbeiter und den von den Behörden gegen ihn gerichteten Verfolgungen zu leiden hatte.

Die Arbeiterkammern in Jugoslawien

Wie in Oesterreich, so gibt es auch in Jugoslawien sogenannte Arbeiterkammern, d. h. öffentlich-rechtliche Organe, die in erster Linie die Aufgabe haben, allen gesetzgebenden und verwaltungspolitischen Körperschaften Gutachten und Vorschläge in sozialpolitischen Fragen zu unterbreiten. Die Arbeiterkammern — es gibt in Jugoslawien zurzeit solche Institutionen in Belgrad, Zagreb, Laibach, Novi Sad, Sarajewo und Split — sind auf Grund des Arbeiterschutzgesetzes vom Jahre 1921 errichtet worden. Die ersten dieser Kammern wurden im Jahre 1922 ins Leben gerufen; sie waren jedoch vorerst nur auf die spärliche staatliche Subvention angewiesen; erst im Finanzgesetz für das Jahr 1924/1925 wurde ihnen das Recht eingeräumt, selbständig Beiträge zu erheben. Dieser Beitrag wird von jedem Arbeiter erhoben und macht wöchentlich 0,3 Prozent des für den Krankheitsfall versicherten Lohnes, d. h. monatlich 1,5 — 4,5 Din. §, aus. Die Mitgliederzahl der Arbeiterkammern beträgt: Zagreb 150.777; Belgrad 78,837; Laibach 79,683; Novi Sad 77,184; Sarajewo 62,024 und Split 26,101. In verschiedenen Fällen setzen sich die Arbeiterkammern, die je 60 gewählte Delegierte und einen 12gliedrigen Verwaltungsausschuß umfassen, bereits so zusammen, daß die freien Gewerkschaften nahezu die Mehrheit haben. So vermochten z. B. die freien Gewerkschaften bei den letzten, im Jahre 1926 vorgenommenen Wahlen in der Arbeiterkammer für Slowenien 29 von den 60 Mandaten auf sich zu vereinigen. In vielen Fällen sind die Arbeiterkammern — die auch umfangreiche Bildungsarbeit leisten und zum Teil recht ansehnliche Bibliotheken ihr eigen nennen — auch der Sitz der Gewerkschaftsorganisation.

Daß sich die jugoslawische Arbeiterschaft auch weiterhin um den Ausbau des Systems der Arbeiterkammern bemühen wird, zeigt die Meldung, wonach erst noch in der vergangenen Woche in Laibach ein eigenes Gebäude der Arbeiterkammer eröffnet worden ist. Zu der damit verbundenen Feier stellten sich hunderte freigewerkschaftlicher Vertrauensmänner ein, und zwar nicht nur aus Slowenien, sondern auch aus anderen Städten des Südens.



Albert Borsig

der Sohn des Begründers der weltbekannten Berliner Lokomotivbauwerke, wurde am 7. März vor 100 Jahren geboren. Er führte die weitschauenden Pläne seines Vaters aus, verlieh den Werken, dank ihrer gesteigerten hochwertigen Produktion, Weltgeltung und schuf die Hochofenanlage Borsigwerk zwischen Gleiwitz und Beuthen.

Schwarz und Weiß in Südafrika

Im September vergangenen Jahres meldete sich bei den Registraturbehörden Südafrikas ein Bund farbiger Bergarbeiter zur Anerkennung als Gewerkschaft an. Bald darauf setzte sich der Bund weißer Bergarbeiter mit der Registratur in Verbindung und bat um die Vertagung der Registrierung des schwarzen Bergarbeiterverbandes, da die weiße Organisation im Begriffe sei, die Farbenschranke zu beseitigen und somit den farbigen Arbeitern die Möglichkeit des Eintritts in ihre Gewerkschaft zu geben. In der Tat hat denn auch der Generalrat des Südafrikanischen Bergarbeiterverbandes sofort beschlossen, seine Statuten zu ändern und ihnen eine Bestimmung einzuverleiben, derzufolge der Verband bestrebt ist, alle im Bergbau beschäftigten Arbeiter zu umfassen. Wenn der Südafrikanische Bergarbeiterverband die schwarzen Arbeiter wirklich zu den gleichen Bedingungen und mit gleichen Rechten aufnimmt wie die weißen Arbeiter, so darf dies sicher als ein schöner Erfolg in der Annäherung der schwarzen und weißen Arbeiter betrachtet werden.

Ford bluffte wieder einmal

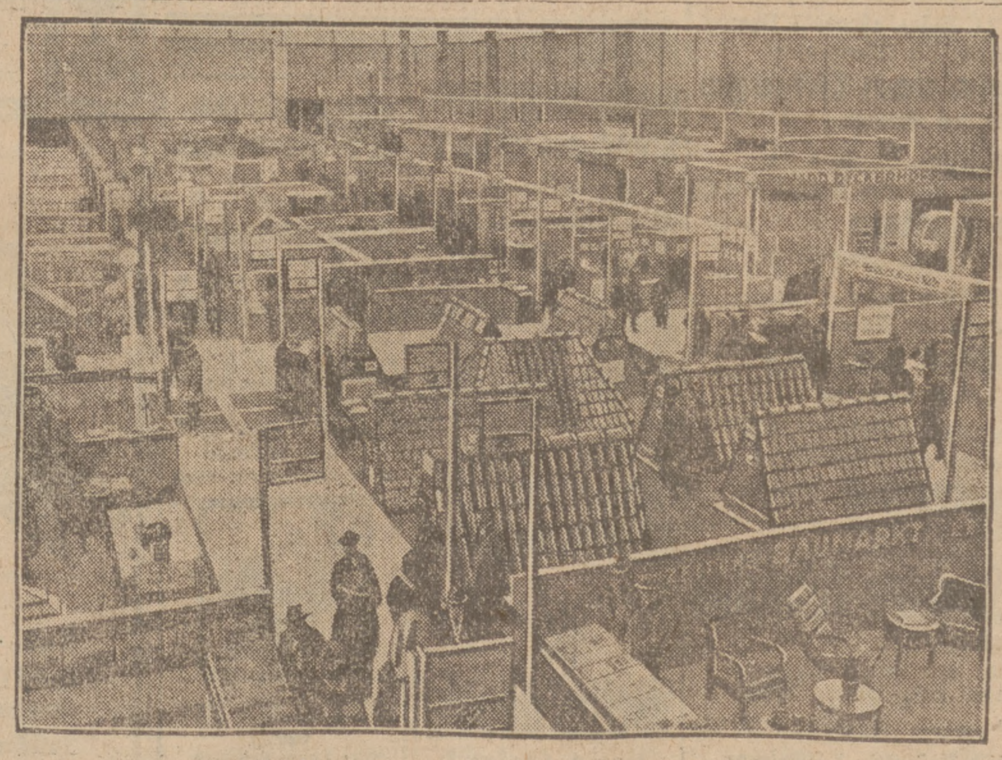
Kürzlich teilte Ford mit, daß er nach Umstellung seiner Betriebe und der Einführung eines neuen Modells unter Aufrechterhaltung der 5-Tage-Woche 30 000 neue Arbeiter einstellen werde. Auf diese Meldung hin begaben sich Tausende von Arbeitern, zum Teil aus entfernten Gegenden, nach Detroit. Ford stellte jedoch zunächst nur 600 Arbeiter ein und schickte die anderen nach Hause. Es ist nicht das erste Mal, daß Ford mit solchem Bluff, dessen Opfer die Arbeiter sind, für sich und seine Ware Reklame zu machen sucht. Der Amerikanische Gewerkschaftsbund nimmt denn auch den Vorfall zur Gelegenheit, um auf die Notwendigkeit der Einführung eines modernen Arbeitsnachweises hinzuweisen.

Vom Einbaum zum Ozeanriesen

Unser Bild zeigt, wie sich die Schiffe im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende entwickelten: vom Baumstamm, den der Mensch der Urzeit zur Fahrt auf dem See oder dem Flusse sich höhlte, zur bereits seetüchtigen römischen Triere und zum schlanken Wikingerboot, zur Caravelle, auf der Columbus der Neuen Welt entgegenfuhr, und zu den kriegsstarken Seglern der beginnenden Neuzeit. Auch die im letzten Jahrhundert entstandenen transozeanischen Liniendienste wurden zuerst noch vielfach mit Segel-



schiffen betrieben, und die „Deutschland“, das erste Vollschiff der 1847 gegründeten Hamburg-Amerika Linie, führte mehrere Jahre hindurch mit einigen Schwesterschiffen regelmäßige Passagierfahrten zwischen Hamburg und New York aus. Inzwischen hatte die Dampfkraft umwälzend auf die gesamte Schiffahrt gewirkt. Mehr und mehr verschwand der Segler und mit ihm auch jene Romantik, die man noch in den Plaudereien alter Kapitäne spürt und die zerfließen mußte, weil Kohle und Oel, Eisen und Stahl sich nicht mit ihr vertragen konnten. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann dann der Siegeszug des Dampfschiffes, nachdem schon 1807 das erste Fahrzeug dieser Art von Fulton gebaut worden war. Jene großartige Entwicklung führen uns einige charakteristische Schiffe der größten deutschen Reederei vor Augen.



Von der Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse

Blick in die neue Halle für Bauwesen, die nach neuesten Richtlinien erbaut wurde. Ihre Oberhälfte besteht völlig aus Glas.

Baupolizei vor 2400 Jahren

Oeffentliche Einrichtungen des Altertums.

Der Astronom Meton errichtete einige Jahre vor dem Peloponnesischen Kriege (431—404 v. Chr.) eine Wettersäule, die mit einer Sonnenuhr, Windrichtungsanzeiger nach Art unserer Wetterfahnen und mit Sonnen bezw. Sternenauf- und -niedergangstabellen ausgestaltet war. Diese Wettersäule war als erste ihrer Art natürlich eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Ueberhaupt sah die Stadt Athen sehr auf schöne, künstlerische und neuzeitliche Ausgestaltung des Stadtbildes; das zeigt u. a. auch die Einrichtung einer regulären Baupolizei, deren Aufgabe es war, Bestimmungen für Neubauten zu erlassen und ihre Innehaltung zu überwachen.

Erstaunlich erscheint uns, daß, wie Ktesias überliefert, etwa 400 v. Chr. in Karamia das aus der Erde ausströmende Gas aufgefangen und zu Heizzwecken für den Hausbedarf verwandt wurde. Die Zuleitungen erinnern lebhaft an die bekannten römischen Wasserleitungsanlagen, die die einzelnen Häuser mit fließendem Wasser belieferten.

Der Verkehr auf den stark befahrenen öffentlichen Landstraßen und Heerstraßen, in deren Bau die Römer ja Meister waren, wickelte sich meist ganz reibungslos ab, da man auf ihnen vielfach durch Einschnitte in den sehr harten steinigen Boden eine Art Schienen herstellte. Richtige, in bestimmten Abständen sich wiederholende Ausweichgleise gestatteten die Begegnung zweier Fuhrwerke auf dem eingleisigen Wege ebenso wie das Ueberholen. Die Spurweite war überall gleich und entsprach annähernd dem heute auf unseren Eisenbahnen üblichen Radabstand. Auch gab es im Altertum bereits eine Zeitung, und zwar die im Jahre 59 v. Chr. begründete „acta diurna“, in welcher Nachrichten amtlichen wie auch privaten Charakters veröffentlicht wurden. Vervielfältigt konnte diese Zeitung aber leider noch nicht werden. Es gab jedoch eine ganze Anzahl von Zeitungskorrespondenten, die gegen Honorar die römischen Tagesneuigkeiten in die Provinz schickten. Wichtiger als diese Zeitung waren freilich für die Städte die Anschlagsäulen, die damals schon den gleichen Zwecken dienten wie heute. Vergnügungsanzeigen, Geschäftsreklamen, auch amtliche Bekanntmachungen, schließlich auch einmal wichtige Tagesnachrichten konnte man in ihnen finden. Bei den Ausgrabungen in Herkulanum fand man unter vielem anderen Interessanten auch Ueberreste derartiger Anschlagsäulen.

Man sieht also, daß manche Einrichtungen, von denen wir glauben, daß es sich um Produkte der Neuzeit handelt, auf ein beträchtliches Alter zurückschauen können.



Kattowitz — Welle 416.

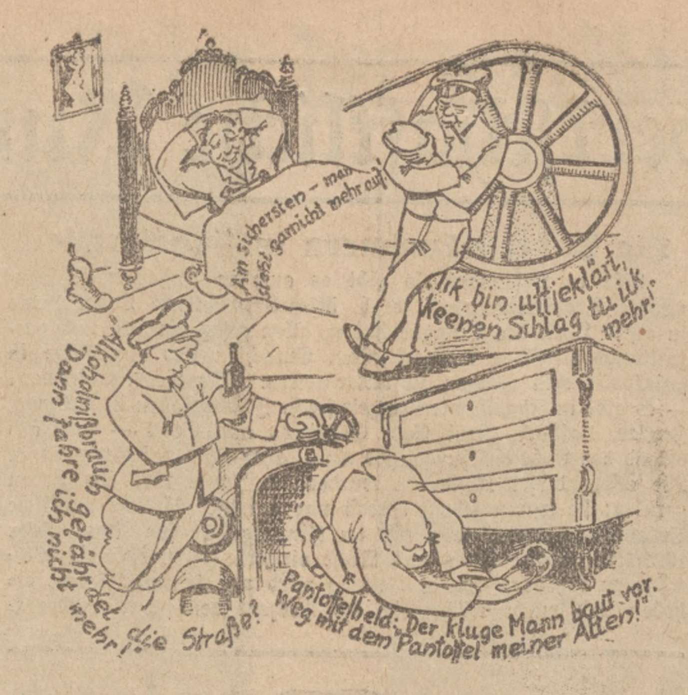
Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 16: Konzert. 19.20: Vorträge. 20.30: Abendprogramm von Warschau.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 19.10: Polnischer Unterricht. 20: Vortrag. 20.30: Abendkonzert. Anschließend Berichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 11.56: Die Mittagsberichte. 12.10: Symphoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 18.20: Literatur. 19.20: Vortrag und Berichte. 20.20: Volkstümliches Konzert. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 15.10: Vortrag. 15.50: Konzert auf Schallplatten. 17: Vorträge. 17.55: Unterhaltungskonzert. 19.10: Französische Literatur. 20.30: Programm von Kattowitz. 22.30: Tanzmusik.



Große Ursachen — kleine Wirkungen

oder: wie man die Mahnungen der Reichsunfallverhütungswoche nutzbringend auf sich anwenden kann.

Gleiwitz Welle 326.4. Breslau Welle 321.2.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Cembalokonzert. 13.40: Rätselfunk. 13.50: Abt. Naturkunde. 14.10: Schachfunk. 14.35: Kinderstunde. 15: Stunde des Landwirts. 15.25: Uebertragung aus Gleiwitz: Slawische Weisen. 16: Plauderei. 16.30: Unterhaltungsmusik. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Gedanken zur Zeit. 19: Schubert-Lieder. 19.40: Hansjürgen Wille aus eigenen Werken. 20.15: Johann Strauß. 22: Die Abendberichte. 22.30—24: Tanzmusik des Funk-Jazzorchesters.

Montag. 16: Abt. Naturkunde. 16.30: Operettennachmittag. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Abt. Psychologie. 18.30: Abt. Himmelskunde. 18.50: Himmelsbeobachtungen im März. 19: Abt. Zahnheilkunde. 19.30: Uebertragung aus Berlin: Einführung und Personenverzeichnis zu der nachfolgenden Uebertragung aus der Staatsoper. 20: Uebertragung aus der Staatsoper Unter den Linden, Berlin: Mona Lisa, Oper in zwei Akten. Anschließend die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

An alle Mitglieder des Bundes für Arbeiterbildung!

Am 13. März, abends 8 Uhr, findet im Saale des Evang. Gemeindehauses in Kattowitz, ul. Bankowa 8, ein Vortrag des Dr. Alfred Kuhn über das Thema „Neuere Plastik“ statt.

Da der Vortrag mit Lichtbildern begleitet wird, dürfte er äußerst interessant sein. Die Eintrittskarten für Mitglieder des Bundes für Arbeiterbildung sind ermäßigt und können zu 2 Zl. in der Geschäftsstelle des Deutschen Kulturbundes in Kattowitz abgeholt werden.

Kattowitz. Am Dienstag, den 12. März, 8 Uhr abends, findet ein Vortrag von Gen. Dikta „Eine Geisterstunde“ statt.

Nikolai. Am Sonntag, den 10. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, findet im Lokal Freundschaft ein Vortrag statt. Ref.: Genosse Dr. Bloch. Thema bleibt dem Referenten vorbehalten. Die Genossen sowie Genossinnen werden ersucht, zu diesem Vortrag restlos zu erscheinen. Gleichfalls sind die entliehenen Bücher des B. f. A. mitzubringen.

Versammlungskalender

D. S. J. P., Bezirk Polnisch-Oberschlesien.

Bezirks-Generalversammlung den 17. März, nachm. 3 Uhr, in Kattowitz im Zentralhotel.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Sonnabend, den 9. dieses Monats, abends 6 Uhr, im Zentralhotel Kartellsitzung (Generalversammlung).

Bismarckhütte. Die für Sonntag, den 10. März, angesetzte Generalversammlung der D. S. A. P. und der „Arbeiterwohlfahrt“ findet nicht statt. Der kommende Termin wird noch durch Handzettel bekanntgegeben.

Bismarckhütte. (Arbeitersänger.) Die eingelegte Probe beginnt am Sonntag bereits um 3 Uhr.

Schwientochlowitz-Bismarckhütte. (D. M.-V.) Am 10. März, ½10 Uhr vormittags, findet eine Mitglieder-Versammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes der Zahlstelle Schwientochlowitz-Bismarckhütte statt. Lokal: Freitel, ul. Krakowska 13. Tagesordnung: Stellungnahme zur Wahl der Betr.-Vertretungen.

Königshütte. (D. M.-V.) Sonntag, den 10. März, vormittags 10 Uhr, findet im Volkshaus Krol.-Huta, ul. 3-go Maja eine Mitgliederversammlung des D. M.-V. statt. Tagesordnung sehr wichtig. Mitgliedsbuch legitimiert. Die Kollegen werden

Königshütte. (Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen.) Nächste Mitglieder-Versammlung am Dienstag, den 12. März, im Büfett-Zimmer des „Dom Ludowy“ (Gewerkschaftshaus) 3-go Maja um ½6 Uhr.
gebeten, recht zahlreich zu erscheinen.

Janow. (Freidenker.) Am Sonntag, den 10. März, vormittags 10 Uhr, findet bei Herrn Koterba in Janow eine General-Versammlung der Freidenker und Feuerbestattung statt. Da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen, ist vollzähliges Erscheinen der Mitglieder erwünscht.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.